

# AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

## Inseln

*Rebecca Hofmann · Uwe Lübken*  
LABORATORIEN DER  
ÖKOLOGISCHEN MODERNE?

*M. Meyer · N. Meyer · F. Schade ·  
A. Weyershäuser · C. Klöck*  
KLIMAWANDEL AUF  
HALLIG HOOGE

*Julian Dörr · Olaf Kowalski*  
VOM TAL AUF DIE INSEL?  
VOM KALIFORNISCHEN  
LIBERALISMUS ZUR  
SOZIALUTOPIE SEASTEADING

*Felix Schürmann*  
ST. HELENA UND DAS  
ZEITALTER DER REVOLUTIONEN

*Hendrik Schopmans*  
KAMPF DER NARRATIVE. INSELN  
IM FOKUS GEOPOLITISCHER  
KONFLIKTE

*Wolf Dieter Otto*  
„INSULARISCHES DENKEN“  
UND DAS PROBLEM DER  
KULTURBEGEGNUNG

*Jan-Martin Zollitsch*  
GUAM ALS ARCHIPEL?  
EINFÜHRUNG IN DIE  
ISLAND STUDIES

*Arndt Kremer*  
EINE WELT FÜR SICH.  
DIE INSEL ALS LITERARISCHER  
UND SPRACHLICHER GRENZ-  
UND DENKRAUM

# APuZ

ZEITSCHRIFT DER BUNDESZENTRALE  
FÜR POLITISCHE BILDUNG

Beilage zur Wochenzeitung Das **Parlament**

# Inseln

## APuZ 32–33/2018

**REBECCA HOFMANN · UWE LÜBKEN**  
LABORATORIEN DER ÖKOLOGISCHEN  
MODERNE?

Wie die Wissenschaftsgeschichte zeigt, wurden Inseln bisher primär als Orte gesehen, an denen Gesellschaften und Umwelt ohne störende äußere Einflüsse erforscht werden konnten. Mittlerweile rücken sie aufgrund ihrer besonderen Resilienz und Innovationskraft in den Fokus.

Seite 04–09

**M. MEYER · N. MEYER · F. SCHADE ·  
A. WEYERSHÄUSER · C. KLÖCK**  
KLIMAWANDEL AUF HALLIG HOOGE

Der Klimawandel betrifft nicht nur ferne Südseeinseln, sondern ebenso die Halligen der Nordsee. In diesem Beitrag wird die technisch-naturwissenschaftlich geprägte Forschung zur Anpassung an den Klimawandel um eine sozialwissenschaftliche Perspektive erweitert.

Seite 10–15

**JULIAN DÖRR · OLAF KOWALSKI**  
VOM KALIFORNISCHEN LIBERALISMUS  
ZUR SOZIALUTOPIE SEASTEADING

Künstliche Inseln sind die jüngsten Visionen aus dem Silicon Valley. Im „Seasteading“ suchen sie Lösungen für Armut, Hunger und Verschwendung durch weniger Politik. Gänzlich neu sind sie indes nicht, sondern reihen sich historisch und ideologisch in größere Zusammenhänge ein.

Seite 16–21

**FELIX SCHÜRMAN**  
ST. HELENA UND DAS ZEITALTER  
DER REVOLUTIONEN

St. Helena ist einer der entlegensten bewohnten Orte der Erde. Trotzdem war die Insel seit ihrer Entdeckung durch portugiesische Seefahrer im 16. Jahrhundert Drehscheibe des Schiffsverkehrs, ökologisches Laboratorium und imperialstrategischer Achsenpunkt.

Seite 22–28

**HENDRIK SCHOPMANS**  
KAMPF DER NARRATIVE. INSELN IM FOKUS  
GEOPOLITISCHER KONFLIKTE

In Meeresgebieten auf der ganzen Welt streiten Küstenstaaten über den Souveränitätsstatus von Inseln. Dieser Beitrag erläutert, welche Interessen diesen Konflikten zugrunde liegen und wieso Staaten selbst um unbewohnte Inseln militärische Konfrontationen riskieren.

Seite 29–34

**WOLF DIETER OTTO**  
„INSULARISCHES DENKEN“ UND DAS  
PROBLEM DER KULTURBEGEGNUNG  
Als Metapher besitzt die Insel große Attraktivität und Verführungskraft, die in der Vereinfachung und Reduzierung des komplexen Begriffs „Kultur“ auf ein räumliches Gebilde mit eindeutigen Grenzen liegt. Deshalb wird für den Verzicht auf solche Kulturmetaphern plädiert.

Seite 35–40

**JAN-MARTIN ZOLLITSCH**  
GUAM ALS ARCHIPEL? EINFÜHRUNG  
IN DIE ISLAND STUDIES

Die Island Studies plädieren für ein „archipelagisches“ Denken und die Überwindung schematischer Inseldeutungen. Anhand dieses Ansatzes soll eine neue Perspektive auf die Geschichte der Insel Guam, ein US-Außengebiet im Pazifik, entworfen werden.

Seite 41–46

**ARNDT KREMER**  
DIE INSEL ALS LITERARISCHER UND  
SPRACHLICHER GRENZ- UND DENKRAUM  
Alltags- und literarische Bilder des Begriffs „Insel“ beeinflussen sich wechselseitig. Gleichzeitig sind Inseln mit verschiedenen Raumkonzepten verknüpft. Im Zusammenspiel kann die Insel zu einem Denk-Raum werden, in dem sich Wunsch und Wirklichkeit vermischen.

Seite 47–52

# EDITORIAL

Die Versuchung, Inseln nur auf einige wenige stereotype Vorstellungen zu reduzieren, ist groß. „Die Insel“ wird dann zum Paradies, zum unberührten Hort seltener Arten oder zum Objekt kolonialer Ausbeutung. Selbst in der medialen und wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Klimawandel werden Inseln zuweilen als hilflose Opfer angesichts eines stetig steigenden Meeresspiegels porträtiert.

Doch Inseln sind mehr als einsame Flecken Land, die entdeckt, erobert, besetzt oder gerettet werden: Gerade aufgrund ihrer Abgelegenheit, dem Ausgesetztsein und der Knappheit vieler ihrer Ressourcen sind die Anpassungsleistungen insularer Gesellschaften oft von besonderer Resilienz und Innovationskraft – sie können damit nicht nur eine globale Vorbildfunktion einnehmen, sondern sich auch dem Bild widersetzen, dass die kontinentale Mehrheitsgesellschaft sich von ihnen macht, und Handlungshoheit zurückerobern. Die Insel als Ort des Ausprobierens mit Vorbildcharakter: Diese Facette ist wohl ein Grund dafür, dass der Begriff der Insel auch eine hohe intellektuelle Anziehungskraft ausübt. So wurde die Insel zum Schauplatz neuer – utopischer wie dystopischer – Gesellschaftsentwürfe und zu einer wichtigen Denkfigur in Literatur und Philosophie.

Die acht Texte in dieser Ausgabe wurden aus einer Fülle von Einsendungen ausgewählt, die die Redaktion im Rahmen eines Call for Papers zum Thema „Inseln“ erreichte. Sie alle zeigen, dass Inseln mitnichten auf stereotype Vorstellungen zu reduzieren sind und schon immer eher Knotenpunkte als isolierte Monolithe waren. Der englische Schriftsteller John Donne hat bereits zu Beginn des 17. Jahrhunderts erkannt, wie sehr Inseln damit dem Menschen ähneln: „No man is an island, entire of itself, every man is a piece of the continent, a part of the main.“

*Christina Lotter*

# LABORATORIEN DER ÖKOLOGISCHEN MODERNE?

## Umwelt, Wissen und Geschichte (auf) der kleinen Insel

*Rebecca Hofmann · Uwe Lübken*

Die historische Forschung hat kleinen Inseln traditionell wenig Beachtung geschenkt. Warum auch sollten sich Historiker\_innen mit oft winzigen, von Wasser umgebenen und allem Anschein nach unwichtigen Landflecken beschäftigen, erst recht, wenn sich diese auch noch am „Rande der Welt“ befinden? Geschichte wird, wie der Historiker John Gillis hervorgehoben hat, an Land gemacht und von einer kontinentalen Perspektive aus geschrieben.<sup>01</sup> Kleine Inseln tauchen in den aktuellen und historischen Narrativen der westlichen Welt zumeist als Sehnsuchtsorte oder Gegenstand kolonialer und imperialer Ausbeutung auf, selten jedoch als Akteure oder Orte, die *sui generis* interessant und relevant sind. Für die wissenschaftlichen Ursprünge gegenwärtiger Umweltdebatten nehmen kleine Inseln jedoch eine durchaus bedeutende Stellung ein. Unser Beitrag zeigt auf, wie sich die wissenschaftliche Perspektive auf kleine Inseln im Laufe der Zeit geändert hat und wie sie zu regelrechten Laboratorien der ökologischen Moderne geworden sind, in denen schon früh Probleme auftauchten und Fragen diskutiert wurden, die heute unter Schlagwörtern wie Nachhaltigkeit, Biodiversität, Naturschutz, Resilienz und Vulnerabilität Wiederhall finden.

Was genau unter „kleinen“ Inseln verstanden wird, variiert in der Forschung und in der aktuellen Diskussion. Grundsätzlich unterscheidet die Geografie aber zwischen kontinentalen Inseln wie Australien, die eher die geomorphologischen Charakteristika eines Festlandes aufweisen, und ozeanischen, meist viel kleineren Inseln, die auf seismische oder vulkanische Aktivitäten zurückgehen.<sup>02</sup> In politischer Hinsicht ist der Begriff mittlerweile etabliert, etwa im Zusammenschluss der derzeit 57 „Small Islands Developing States“ (SIDS), einer Gruppe von Inselstaaten hauptsächlich aus der Karibik und dem

Pazifik, die sich beim sogenannten Earth Summit 1992 in Rio de Janeiro konstituiert hat, um die eigenen Interessen besser bei den Vereinten Nationen zu repräsentieren.<sup>03</sup>

In materieller Hinsicht sind kleine Inseln oft flüchtiger und vergänglicher als große Landmassen, die sich stärker durch Kontinuität und Stabilität auszeichnen. Kleine Inseln sind, ähnlich wie Küstenstreifen, tektonischen, vulkanischen, klimatischen, biologischen und auch anthropogenen Prozessen oft in viel stärkerem Maße ausgesetzt als Kontinente. Sie ändern ihre Form mit jedem Hochwasser und bei jedem Sturm, bei Seebeben und Vulkanausbrüchen. Sie können in (nicht nur geologisch) kurzer Zeit entstehen, sich erheben und vergrößern, Teile abspalten oder ganz untergehen.<sup>04</sup> So tauchte 2014 innerhalb weniger Wochen nach dem Ausbruch eines Unterwasservulkans im Königreich Tonga die Insel Hunga Tonga Hunga Ha’apai auf. Der Insel, deren höchster Gipfel 120 Meter aus dem Südpazifik herausragt, wird derzeit eine Lebensdauer von 30 Jahren vorausgesagt.<sup>05</sup>

Das Bild der kleinen Insel in westlichen Diskursen ist ambivalent. Einerseits wurden solche Orte als (tropisches) Paradies dargestellt, eine Welt des Überflusses, die ein sorgloses Leben ermöglicht. Auf der anderen Seite galten kleine Inseln aber auch als Inbegriff der Abgeschiedenheit, der Isolation, auch der Gefangenschaft und des Ressourcenmangels, als gefährlicher und gefährdeter Ort. In kultureller Hinsicht stellten kleine Inseln daher immer wieder eine Bühne für utopische und dystopische Inszenierungen dar: von Paul Gauguins Südseegemälden über William Goldings Roman „Herr der Fliegen“ bis zu popkulturellen Varianten wie der US-Fernsehserie „Lost“ oder dem Hollywood-Film „Castaway“. Mit der Robinsonade erhielt die kleine Insel sogar ihr eigenes Genre.

Aufgrund ihrer Fragilität waren und sind kleine Inseln auch ein beliebter Schauplatz für Endzeiterzählungen, wie sie sich etwa im Mythos um Atlantis, in den tradierten Geschichten um die sagenumwobene Stadt Rungholt in der Nordsee, aber auch in gegenwärtigen Szenarien für Inseln wiederfinden, die eventuell dem Meeresspiegelanstieg zum Opfer fallen. Für den tropischen Pazifik hat der Meeresarchäologe und Geograf Patrick Nunn eindrucksvoll gezeigt, wie diese Untergangsmythologie auch als sozio-historische Verarbeitung tatsächlicher Entwicklungen betrachtet werden kann, wie also kulturelle Repräsentation und materielle Dimensionen kleiner Inseln wieder zusammenfinden.<sup>06</sup>

### INSELN ALS LABOR

Aus wissenschaftlicher Perspektive wurden kleine Inseln vor allem seit dem 19. Jahrhundert immer interessanter, weil hier, so schien es, unter Laborbedingungen Forschung betrieben werden konnte. Forscher\_innen aus den verschiedensten Disziplinen waren der Überzeugung, dass dort sowohl die natürliche Umwelt als auch menschliche Gesellschaften gewissermaßen in Reinform beobachtet werden konnten, ohne störende äußere Einflüsse.<sup>07</sup> Die Gesellschaften auf kleinen Inseln wurden als Fossilien betrachtet – unbeeinflusst von fundamentalen historischen Entwicklungen wie Industrialisierung und Urbanisierung und beinahe frei von zivilisatorischen „Verunreinigungen“ (die Präsenz von Missionaren und

Kaufleuten wurde als störend empfunden).<sup>08</sup> Von wissenschaftlichem Vorteil war aber nicht nur die Überschaubarkeit des Untersuchungsgegenstandes, sondern auch der Umstand, dass dessen Grenzen scheinbar klar definiert werden konnten. Durch die vermeintlich eindeutige Abgrenzung von Wasser und Land wurden allerdings Austauschprozesse sowohl zwischen den ökologischen als auch den sozio-kulturellen Systemen ebenso ignoriert wie die Dynamik von insularen Umwelten.

Mit zunehmender Einbindung in die Weltmärkte und Verschiebungen im kolonialen Gefüge nach dem Zweiten Weltkrieg galten Inseln aber auch als Orte, an denen westlicher Einfluss und der daraus resultierende gesellschaftliche Wandel im Zeitraffer beobachtet und systematisch studiert werden konnte. Im Pazifik sollte die US-amerikanische Inselforschung auch dazu dienen, Wissen für die Errichtung einer stabilen Nachkriegsordnung zu generieren. Aus diesem Grund unterstützte die US-amerikanische Marine, die die mikronesischen Inseln nach Kriegsende zunächst verwaltete, die bis dahin größte Forschungsinitiative der US-amerikanischen Anthropologie. Im Rahmen der Coordinated Investigation of Micronesian Anthropology wurden 1947 und 1948 insgesamt 41 Wissenschaftler\_innen aus den Bereichen Kulturanthropologie, Geografie, Linguistik, Medizin, Botanik, aber auch aus den Sozial- und Kulturwissenschaften auf die Inseln entsandt.<sup>09</sup>

Unrühmlicher Höhepunkt und Pervertierung der wissenschaftlichen „Nutzung“ und Erforschung kleiner Inseln waren jedoch ohne Zweifel die Atomtests, die die Vereinigten Staaten bis 1962 und Frankreich bis 1996 im Pazifik durchführten. Durch diese Tests wurden etliche Inseln regelrecht pulverisiert, und die gesundheitlichen Folgen belasten die Inselbewohner\_innen noch heute. Die Inselmetapher der Isolation wurde dabei von der US-amerikanischen Atomic Energy Commission bewusst evoziert, um die Testreihen in den Marshallinseln moralisch zu legitimieren. Bilder und Videoaufnahmen aus der Vogelperspektive betonten die Abgelegenheit der

**01** Vgl. John Gillis, *Filling the Blue Hole in Environmental History*, in: *RCC Perspectives* 3/2011, S. 16ff.

**02** Dies heißt nicht, dass kontinentale Inseln notwendigerweise groß sein müssen. Das kleine Zanzibar z. B. ist aus geomorphologischer Sicht eine kontinentale Insel.

**03** Vgl. Vereinte Nationen, Department of Economic and Social Affairs, Sustainable Development Knowledge Platform, *Small Island Developing States*, <https://sustainabledevelopment.un.org/topics/sids>.

**04** Vgl. z. B. Patrick Nunn, *Vanished Islands and Hidden Continents of the Pacific*, Honolulu 2009.

**05** Vgl. Ellen Gray, *NASA Shows New Tongan Island Made of Tuff Stuff, Likely to Persist Years*, 11.12.2017, [www.nasa.gov/feature/goddard/2017/nasa-shows-new-tongan-island-made-of-tuff-stuff-likely-to-persist-years](http://www.nasa.gov/feature/goddard/2017/nasa-shows-new-tongan-island-made-of-tuff-stuff-likely-to-persist-years).

**06** Vgl. Nunn (Anm. 4).

**07** Vgl. z. B. Oskar Spate, *Islands and Men*, in: Francis Raymond Fosberg (Hrsg.), *Man's Place in the Island Ecosystem: A Symposium*, Honolulu 1963, S. 253–264, hier S. 253.

**08** Vgl. Patrick V. Kirch, *Microcosmic Histories: Island Perspectives on „Global“ Change*, in: *American Anthropologist* 1/1997, S. 30–42, hier S. 30.

**09** Vgl. Robert C. Kiste/Mac Marshall, *American Anthropology in Micronesia, 1941–1997*, in: *Pacific Science* 3/2000, S. 265–274.

Atolle, während der Verweis auf dort durchgeführte Ökosystemstudien das Bild eines in sich geschlossenen Systems transportierte.<sup>10</sup>

### DER „FLUCH“ DER INSEL

Waren diese Charakteristika methodisch erwünscht, so wurden sie in der konkreten wissenschaftlichen Auseinandersetzung gleichzeitig als gravierendes Problem für Inselgesellschaften beschrieben. Die Beschränkungen in Bezug auf Landmasse, Ressourcen, Bevölkerung und letztlich auch politische Macht führten dazu, dass lange Zeit vor allem die negativen Aspekte des Inseldaseins in den Blick genommen wurden.<sup>11</sup> Die geringe Fläche und große Abgeschiedenheit führe demnach zu einer Armut an Tier- und Pflanzenformen im Vergleich zu kontinentalen Gebieten – die mangelnde Größe markiere einen regelrechten Fluch.<sup>12</sup> Gleichzeitig machten die Abgeschiedenheit und die daraus resultierende ungestörte Entwicklung vieler Arten kleine Inseln aber auch zu einem biologischen Kuriositätenkabinett. Inseln waren Brutstätten für das Einzigartige und Besondere, für natürliche Nonkonformisten, für Schrullen und Marotten der Evolution, wie der Wissenschaftsjournalist David Quammen feststellt. Es ist kein Zufall, dass Charles Darwin auf seinen Forschungsreisen nicht nur auf Galapagos Halt machte, sondern auch auf Dutzenden anderen Inseln.<sup>13</sup>

Der andere Aspekt, der kleine Inseln für die Biologie und Geografie so interessant machte, war der Einfluss von invasiven Arten. Denn war die Isolation der Insel erst durchbrochen, indem es bestimmten Pflanzen, Tieren und vor allem Menschen gelang, die Wasserbarriere zu überwinden, dann tendierten kleine Inseln sehr schnell dazu, aus dem ökologischen Gleichgewicht zu geraten. Insbesondere das Aussterben

von Arten wie dem Dodo auf Mauritius ließ sich auf kleinen Inseln sehr gut studieren. Systematisiert wurden die Arbeiten über den Zusammenhang von Evolution, Größe und Isolation eines Habitats erst in den 1960er Jahren, als die Biogeografie, also die Wissenschaft von der Verteilung und Ausbreitung von Pflanzen und Tieren, die Bedeutung kleiner Inseln erkannte.<sup>14</sup>

In der Folgezeit wurden biogeografische Forschungen über Inseln auch deshalb immer bedeutender, weil viele Habitate auf großen Landmassen immer inselartiger wurden. Durch den Bau von Straßen, Eisenbahnlinien, Kanälen, die Trockenlegung von Feuchtgebieten, durch Zersiedelung der Landschaft, generell durch die Logik von Industrialisierung und Urbanisierung und eine immer größere Anzahl von Menschen wurden Biotope zerteilt, abgespalten, verkleinert und oft ganz zerstört. Was übrig blieb, hatte oft den Charakter einer kleinen Insel und konnte mit den Methoden der Inselbiogeografie untersucht werden. Auch konnten Institutionen und Organisationen, die Naturschutzgebiete anlegen und erhalten wollten, von kleinen Inseln lernen.<sup>15</sup>

### UMWELT, INSEL UND GESELLSCHAFT

Schon früh wurde der Zusammenhang zwischen (mangelnder) Inselgröße und biologischer „Verarmung“ auch auf menschliche Gesellschaften übertragen und führte zu umweltdeterministischen und sozialdarwinistischen Entwürfen. So konstatierte etwa Ellen Semple, die stark von dem deutschen Zoologen, Geografen und Wegbereiter geopolitischen Denkens Friedrich Ratzel beeinflusst war, dass die Bewohner der Kanaren im Vergleich zu den Menschen auf dem Festland Nordafrikas „unterentwickelt“ seien.<sup>16</sup> Auch deutsche Geografen stellten einen direkten Zusammenhang zwischen der Oberfläche und Entstehung von Inseln und der Siedlungs- und Wirtschaftsform her und korrelierten diese etwa mit der kulturellen Überlegenheit von Gesellschaf-

**10** Vgl. Elizabeth DeLoughrey, *The Myth of Isolates: Ecosystem Ecologies in the Nuclear Pacific*, in: *Cultural Geographies* 2/2013, S. 167–184.

**11** Vgl. Stephen Royle, *A Geography of Islands: Small Island Insularity*, London 2001, S. 87–88.

**12** Vgl. Ellen Semple, *Influences of Geographic Environment on the Basis of Ratzel's System of Anthro-Geography*, New York-London, 1927 (1911), S. 411.

**13** Vgl. David Quammen, *Song of the Dodo. Island Biogeography in an Age of Extinction*, New York 1996, S. 18.

**14** Vgl. z. B. den in dieser Hinsicht richtungsweisenden Sammelband von Robert MacArthur/Edward Wilson (Hrsg.), *The Theory of Island Biogeography*, Princeton 1967.

**15** Vgl. Jared M. Diamond et al., *Island Biogeography and Conservation. Strategy and Limitations*, in: *Science, New Series* 425/1976, S. 1027–1032.

**16** Semple (Anm. 12).

ten auf hohen vulkanischen Inseln gegenüber Atollbewohner\_innen.<sup>17</sup>

Ähnliche Ideen bildeten auch das Grundgerüst der Kulturökologie, die sich in den 1960er Jahren in den USA entwickelte und bei deren theoretischen Weiterentwicklung Inseln eine große Rolle spielten. So wurde etwa der Einfluss von lokal verfügbaren Nahrungsmitteln auf die kulturelle Ausgestaltung einer Gesellschaft in den Blick genommen,<sup>18</sup> religiöse Praktiken als Regulationsmechanismus für ein ökologisches Gleichgewicht betrachtet<sup>19</sup> und auf die besondere Dynamik von Inselumwelten als Ausdifferenzierungsmerkmal menschlicher Gesellschaften fokussiert. Die unterschiedlich starke Stratifizierung der Gesellschaften Polynesiens wurde beispielsweise aus den verschiedenen natürlichen Rahmenbedingungen erklärt, auf die die Bevölkerungen mit je eigener technologischer und ökologischer Anpassung reagierten.<sup>20</sup>

#### INSELN ALS ORTE DER RESILIENZ

In der jüngeren Vergangenheit wurden aber mehr und mehr Stimmen laut, die darauf verwiesen, dass Inselgesellschaften keineswegs unter dem vermeintlichen Fluch der limitierten Möglichkeiten litten und von den lokalen Umweltbedingungen in eine bestimmte Form gegossen wurden. Vielmehr hat sich herausgestellt, dass sich diese Gesellschaften durch ein erstaunlich hohes Maß an Resilienz und Innovationskraft auszeichnen – sowohl in Bezug auf die Dauerhaftigkeit der Besiedelung als auch mit Blick auf die Auseinandersetzung mit Naturgefahren und Ressourcenproblemen.

Verschiedene Disziplinen wie etwa die Geografie, die Ethnologie oder die Geschichtswissenschaft haben herausgearbeitet, wie die Inselbewohner\_innen gerade im vermeintlich so anfälligen pazifischen Raum über mehrere Jahrhunderte, zum Teil über Jahrtausende, Mecha-

nismen und Verhaltensweisen entwickelt haben, die ein großes Maß an Widerstandsfähigkeit aufweisen. Durch den Anbau und die Nutzung einer Reihe von Pflanzen, die in unterschiedlicher Weise von Naturgefahren wie Dürren oder Stürmen gefährdet waren, und durch die Aufspaltung von Anbaugebieten auf verschiedene Inseln konnten Abhängigkeiten und Anfälligkeiten minimiert werden. Dazu trug auch der Anbau von *famine foods* bei, also Nahrungsmitteln, die in normalen Situationen nicht konsumiert werden würden, etwa weil sie nicht besonders schmackhaft waren, im Notfall aber wertvolle Dienste leisteten.<sup>21</sup> Und schließlich fand auch ein Austausch mit anderen Inselgesellschaften und der Aufbau eines Netzwerkes aus sozio-kulturellen und ökonomischen Beziehungen statt. Diese Netzwerke konnten zum Beispiel im tropischen Pazifik bereits in vorkolonialer Zeit mangelnde Ressourcen ausgleichen, fungierten in Extremsituationen als eine Art Versicherung und führten so zu erhöhter Resilienz.<sup>22</sup>

Solche lokalen und regionalen Bewältigungspraktiken wurden vielerorts durch Kolonialismus, Imperialismus, Entwicklungspolitik und Globalisierung verdrängt und durch „moderne“ Methoden ersetzt, sodass die Anfälligkeit gegenüber Umweltveränderungen und natürlichen Extremereignissen zunahm. So verdrängten *cash crops* und importierte Lebensmittel zunehmend lokal produzierte Lebensmittel.<sup>23</sup> Auch koloniale Interventionen nach einem Extremereignis konnten zu einer Abnahme der Widerstandsfähigkeit führen, etwa wenn die Opfer einer Naturkatastrophe abhängig wurden von Geldzahlungen und Hilfslieferungen der Regierung, sodass andere Maßnahmen, wie etwa die Aufrechterhaltung von Netzwerken zwischen den Inseln, nicht mehr als notwendig betrachtet wurden.<sup>24</sup>

**17** Vgl. z.B. Magnus Block, *Der Mensch auf den hohen Inseln Mikronesiens und Polynesiens*, Hamburg 1935.

**18** Vgl. William Alkire, *Cultural Adaptation in the Caroline Islands*, in: *Journal of the Polynesian Society* 2/1960, S. 123–150.

**19** Vgl. Roy Rappaport, *Ritual Regulation of Environmental Relations among a New Guinea People*, in: *Ethnology* 1/1967, S. 17–30.

**20** Vgl. Marshall Sahlins, *Social Stratification in Polynesia*, Seattle 1958.

**21** Vgl. John Campbell, *Islandness. Vulnerability in Oceania*, in: *Shima* 1/2009, S. 85–97, hier S. 85.

**22** Vgl. ebd.; William Alkire, *June in November*, in: *Glimpses* 2/1978, S. 22–27.

**23** Vgl. Campbell (Anm. 21), S. 92f.

**24** Obwohl diese Netzwerke in ihrer institutionellen Form nicht länger existieren, erfüllen Familien- und Klanzugehörigkeiten zu Mitgliedern auf verschiedenen Inseln auch weiterhin die Funktion der Absicherung im Notfall. Vgl. Ginger Cruz/Elfrieda Koshiba, *Islanders Extended Helping Hands*, in: Bill Phillips (Hrsg.), *Estorian Paka: Guam's Spirit of Recovery. Super Typhoon Paka*, Dec. 16–17, 1997, A Special Commemorative Issue, Agaña, Guam, 1998, S. 43. Micronesia Area Research Center (MARC), University of Guam, DU647 .E88 1998.

Naturkatastrophen boten oft auch eine willkommene Gelegenheit, Interessen der Kolonialmächte durchzusetzen. So nutzte die deutsche Kolonialverwaltung in Mikronesien zwischen 1905 und 1907 eine Reihe an starken Taifunen, um Inselbewohner\_innen unter dem Deckmantel humanitärer Hilfe an jene Orte umzusiedeln, die den Evakuierten zugleich Arbeit auf den Plantagen der deutschen Handelsgesellschaften „ermöglichte“.<sup>25</sup>

Auf der anderen Seite hat ausgerechnet die koloniale Ausbeutung von Inseln zum ersten Mal überhaupt zu einer Art von Umweltbewusstsein geführt: Gerade auf kleinen Inseln wie St. Helena, Madeira, den Kanaren oder in der Karibik hatten die Kolonialmächte schon im 17. und 18. Jahrhundert mit zum großen Teil selbst verursachten Problemen wie Abholzung oder Bodenerosion zu tun. Diese Umweltprobleme gefährdeten nicht nur die Kolonien selbst, sondern indirekt auch die imperialen Verbindungen, etwa nach Indien, für die die Inseln wichtige Knotenpunkte darstellten. Aus diesem Grund wurden Inseln wie St. Helena im Atlantik und Mauritius im Indischen Ozean zu Pionieren eines schonenderen und langfristiger geplanten Umgangs mit Ressourcen.<sup>26</sup>

#### DIE ERDE ALS INSEL

Mit dem menschengemachten Klimawandel sind Inselgesellschaften vollends von der Peripherie in das Zentrum der wissenschaftlichen und medialen Aufmerksamkeit gerückt, allerdings erneut mit dem Fokus auf Vulnerabilität und als Laboratorien für gegenwärtige und zukünftige Umweltprobleme. Auf kleinstem Raum, so scheint es wieder, kann analysiert und durchgespielt werden, was letztlich großen Teilen der Welt droht: Anstieg des Meeresspiegels, Erosion und Überschwemmungen mit der Folge von Landverlusten, Versalzung, „Klimaflucht“ etc. Inselstaaten wie die Malediven, Kiribati und Tuvalu sind so zum „Aushängeschild“ des Klimawandels geworden.

<sup>25</sup> Vgl. Dirk Spennemann, *Nontraditional Settlement Patterns and Typhoon Hazard on Contemporary Majuro Atoll, Republic of the Marshall Islands*, in: *Environmental Management* 3/1996, S. 337–348.

<sup>26</sup> Vgl. Richard Grove, *Green Imperialism. Colonial Expansion, Tropical Island Edens and the Origins of Environmentalism, 1600–1860*, Cambridge 1995, 474 ff. Siehe auch den Beitrag von Felix Schürmann in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

Die Popularität der Inselanalyse als Parabel für größere ökologische Erzählungen wurde gewissermaßen durch die Globalisierung der Umweltprobleme seit etwa den 1970er Jahren vorbereitet. Zu dieser Zeit gewannen Diskurse über die Endlichkeit der in rapidem Tempo ausgebeuteten Ressourcen und die Konsequenzen der „Bevölkerungsexplosion“ enorm an Bedeutung, verstärkt auch durch ikonische Aufnahmen aus dem Weltall, die der Menschheit erstmals den Planeten in seiner Gesamtheit zeigten. Das „Raumschiff Erde“ erschien wie ein inselartiges Biotop inmitten der Weiten des Universums.<sup>27</sup> In der Folgezeit verstärkten Phänomene wie das Ozonloch, aber auch die globale Abfallproblematik und natürlich der menschlich verursachte Klimawandel diese Wahrnehmung. Die Probleme, mit denen es Inselgesellschaften traditionell im Kleinen zu tun hatten, scheinen sich plötzlich gar nicht so sehr von den Herausforderungen der planetaren Gesellschaft zu unterscheiden. Indem die Menschheit die Erde selbst in eine gigantische Insel verwandelt hat – isoliert und mit zunehmend limitierten Möglichkeiten – wurde Insularität gewissermaßen zur Chiffre der globalen ökologischen Herausforderungen.

#### INSELN ALS AKTEURE

Bei aller Brisanz und Relevanz der durch den Klimawandel verursachten Probleme für kleine Inseln ist es doch erstaunlich, in welchem Ausmaß Vorstellungen vom „Fluch der Insel“ in gegenwärtigen Debatten reproduziert und wissenschaftlich untermauert wurden. Mit dem Intergovernmental Panel on Climate Change hat gerade die Institution, der im Diskurs um den globalen Klimawandel höchste Autorität zugesprochen wird, diese kontinentale Perspektive aufgegriffen und Inselgesellschaften als hilflose „Opfer“ des Klimawandels dargestellt.<sup>28</sup> Dabei unterschlägt die gegenwärtige Inanspruchnahme kleiner Inseln und Inselstaaten als Laboratorien des globalen ökologischen Wandels allzu oft die Akteursqualitäten und die Interessen der Inselbe-

<sup>27</sup> Vgl. Sabine Hoehler, *Spaceship Earth: Envisioning Human Habitats in the Environmental Age*, in: *Bulletin of the German Historical Institute* 42/2008, S. 65–85, hier S. 69.

<sup>28</sup> Dies gilt vor allem für den Bericht 2007, später wurden insulare Perspektiven stärker berücksichtigt. Vgl. Jon Barnett/John Campbell, *Climate Change and Small Island States: Power, Knowledge, and the South Pacific*, New York–London 2010, S. 60.

wohner\_innen selbst, die eben nicht nur passive Opfer exogener Umweltbedingungen sind, sondern ihre Lebens(um)welt aktiv mitgestalten.<sup>29</sup>

Bei kleinen Inseln im Allgemeinen und bei den Inseln im Pazifik insbesondere handelt es sich in der Regel nicht um isolierte Miniaturgesellschaften, sondern um Inselgruppen und Inselstaaten, die auf vielfache Weise untereinander und mit der „Außenwelt“ vernetzt sind. So ermöglichen die ehemaligen kolonialen Verwaltungen vielen Inselbewohner\_innen heute Zugang zu Bildung, einem Gesundheitswesen und Arbeitsmöglichkeiten. Überweisungen von in die ehemaligen Kolonialstaaten ausgewanderten Angehörigen können fehlende Einkommensquellen auf den Inseln substituieren.

Auch werden die pazifischen Stimmen von Wissenschaftler\_innen und Künstler\_innen immer lauter, die für eine Abkehr von der kolonial-kontinentalen Geografie- und Geschichtsschreibung und für ein maritim-ozeanisches Raumverständnis plädieren. Die Forderung des mittlerweile verstorbenen pazifischen Gelehrten Epeli Hau'ofa, nicht länger von „islands in a far sea“, sondern vielmehr von „a sea of islands“ zu sprechen,<sup>30</sup> ist in sozialwissenschaftlichen Kreisen, die sich mit dem Raum Ozeanien beschäftigen, zu einer Selbstverständlichkeit geworden.<sup>31</sup> Die Lebenswelt auf Inseln, insbesondere auf Atollen, besteht eben nicht nur aus kleinen Landflecken, sondern ebenso aus Mangroven, flachen Lagunengewässern oder Sandbänken. All diese maritimen Räume werden von den Inselbewohner\_innen oftmals der Kategorie Land zugeordnet. In den Seefahrtskulturen Ozeaniens haben sich die Navigator\_innen der weiten Meeresräume über Geschichten, Bilder und Assoziationen ermächtigt. Das Meer

ist ihnen somit nicht fremd, sondern Teil ihrer Lebenswelt. Die Anerkennung dieser maritimen Erfahrung des Raumes führt nicht nur in der Ethnologie mittlerweile zur Konzeptualisierung von Inselwelten als „seascapes“, über die sich auch intra- und interinsulare Netzwerke als Lebensbereiche intensiven Austausches fassen lassen.<sup>32</sup>

In politischer und ökonomischer Hinsicht haben es einige der kleinen Inselstaaten geschickt verstanden, die Aufmerksamkeitsökonomie für ihre eigenen Zwecke zu nutzen.<sup>33</sup> Vor allem die im tropischen Pazifik beheimateten SIDS erhielten durch den Klimawandel eine eigene Stimme in internationalen politischen Organisationen wie den Vereinten Nationen. Höhepunkt dieser Entwicklung war die 23. Weltklimakonferenz, die unter dem Vorsitz Fidschis im November 2017 in Bonn stattfand. Die SIDS nutzen ihre neue Rolle nicht zuletzt deswegen so gut, weil die tropischen Eilande in der westlichen Gesellschaft weiterhin als Projektionsfläche und wissenschaftliche Laboratorien dienen.<sup>34</sup> Denn während es sich bei den naturwissenschaftlichen Klimamodellen um Abstraktionen komplexer klimatischer Prozesse handelt, sind Inseln überschaubare Räume, in denen die gesamten ökologischen und damit einhergehenden sozio-kulturellen Auswirkungen des Klimawandels sichtbar und scheinbar auch erfahrbar werden. Diskutiert als Klimaflucht, kulminieren (kontinentale) Ängste in der Auslöschung ganzer Kulturen und politischer Staaten, die mit der Erosion der Inseln im Pazifik untergehen. Die australische Geografin Carol Farbotko kommt somit zum zynischen Schluss, dass die Inseln ihre Funktion als Barometer für den Klimawandel erst dann verlieren, wenn sie tatsächlich von der Oberfläche verschwunden sind und uns damit den endgültigen Beweis für die katastrophalen Folgen unseres emissionsreichen Lebenswandels erbracht haben.<sup>35</sup>

**29** Siehe dazu auch den Beitrag von Meyer et al. in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

**30** Vgl. Epeli Hau'ofa, *Our Sea of Islands*, in: *The Contemporary Pacific* 1/1994, S. 147–161.

**31** Vgl. Paul D'Arcy, *The People of the Sea: Environment, Identity and History in Oceania*, Honolulu 2006.

**32** Vgl. Godfrey Baldacchino/Eric Clark, *Guest Editorial Introduction: Islanding Cultural Geographies*, in: *Cultural Geographies* 2/2013, S. 129–134, hier S. 129.

**33** Vgl. Michael Goldsmith, *The Big Smallness of Tuvalu*, in: *Global Environment* 1/2015, S. 134–151.

**34** Vgl. Anna Lowenhaupt Tsing, *Friction: An Ethnography of Global Connection*, Princeton 2005, S. 101.

**35** Vgl. Carol Farbotko, *Wishful Sinking: Disappearing Islands, Climate Refugees and Cosmopolitan Experimentation*, in: *Asia Pacific Viewpoint* 1/2010, S. 47–60.

## REBECCA HOFMANN

ist promovierte Ethnologin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Pädagogischen Hochschule Freiburg.  
rebecca.hofmann@ph-freiburg.de

## UWE LÜBKEN

ist Professor für Amerikanische Kulturgeschichte am Amerika-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München.

uwe.luebken@amerikanistik.uni-muenchen.de

# KLIMAWANDEL AUF HALLIG HOOGE: WAHRNEHMUNGEN, MAßNAHMEN, KONTROVERSEN

*Marlene Meyer · Nora Meyer · Franziska Schade ·  
Alexander Weyershäuser · Carola Klöck*

Im Zeitalter des Klimawandels erfahren Inseln besondere Aufmerksamkeit. Gleich den Eisbären, denen das Eis buchstäblich unter den Pfoten wegschmilzt, sind Inseln vom Untergang bedroht, so der Tenor der Medien. Gemäß der medialen Berichterstattung sind es vor allem ferne Inseln im Pazifischen und Indischen Ozean, die „sinken“ und wortwörtlich vom Meer verschluckt werden, sodass InselbewohnerInnen zu den ersten Klimaflüchtenden werden.<sup>01</sup> Die Wahrheit ist jedoch komplexer. Weder finden sich klare Nachweise, dass Inseln tatsächlich erodieren und unbewohnbar werden, noch lassen sich MigrantInnen eindeutig als Klimaflüchtende klassifizieren.<sup>02</sup>

Doch der Klimawandel betrifft nicht nur ferne Inseln in der Südsee. Direkt vor unserer Haustüre, vor der schleswig-holsteinischen Nordseeküste, liegen die Halligen. Halligen sind eine besondere Art von Inseln, die erst im vergangenen Jahrtausend auf altem Marschland entstanden, die aber ebenso wie Inseln in der Südsee und anderswo mit den Folgen des Klimawandels zu kämpfen haben – und gleichermaßen als dem Untergang geweiht dargestellt werden. So titelt der Spiegel „Tonga in der Nordsee“ und das Hamburger Abendblatt erklärt, „[w]ie die Halligen ums Überleben kämpfen.“<sup>03</sup> Halligen tauchen sowohl im „Atlas der Umweltmigration“ als auch im Buch „Climate Refugees“ als bedrohte Orte auf.<sup>04</sup> Wie aber bewerten die HalligbewohnerInnen selbst ihre Situation? Wie erfahren sie die Folgen des Klimawandels, wie gehen sie mit diesen um? Der vorliegende Beitrag stellt die Perspektive der HalligbewohnerInnen in den Vordergrund. Mithilfe qualitativer Interviews haben wir untersucht, inwiefern BewohnerInnen von Hooge – der bevölkerungsreichsten Hallig – Veränderungen in ihrer Umwelt wahrnehmen, wie diesen Veränderungen begegnet wird und begeg-

net werden sollte, und welche Spannungsfelder sich in diesem Prozess ergeben.<sup>05</sup>

## EXPONIERTE LAGE

Aufgrund ihrer niedrigen Lage sind Halligen stark dem Klimawandel ausgesetzt. Im Schnitt ragen sie nur wenige Dezimeter aus dem Meer. Allein die Warften – aus Erde aufgeschüttete Hügel, auf denen die Menschen leben – sind mit etwa fünf Meter über Normalnull etwas höher. Entsprechend bleiben bei den regelmäßigen Überflutungen, dem sogenannten Land unter, nur die bebauten Warften trocken. Zu solchen Land unter kommt es auf Hooge ungefähr fünfmal im Jahr; sie gehören zum Ökosystem der Halligen. Bei jedem Land unter werden Sedimente angespült, die die Halligen in die Höhe wachsen lassen. Obwohl häufigere und stärkere Stürme, die der Klimawandel mit sich bringt, vermutlich auch zu häufigerem Land unter führen, kann das Höhenwachstum der Halligen jedoch nicht mit dem Anstieg des Meeresspiegels mithalten.<sup>06</sup> Insgesamt ist es also unumgänglich, sich an die Folgen des Klimawandels anzupassen.

Das kann langfristig nur erfolgreich sein, wenn die lokale Bevölkerung einbezogen wird und ihre Wünsche und Erwartungen, aber vor allem auch ihre Wissensbestände und Erfahrungen berücksichtigt werden.<sup>07</sup> Konträr dazu werden Umweltveränderungen und mögliche Anpassungsmaßnahmen bislang aber vorwiegend unter technischen und naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten untersucht.<sup>08</sup> Entsprechend erweitert unsere Studie die Forschung um eine sozialwissenschaftliche Perspektive.<sup>09</sup> Wir haben mit etwa 20 der gut 100 HalligbewohnerInnen Interviews geführt, ebenso wie mit zwei AnwohnerInnen der benachbarten Hallig Langeneß und

zwei Experten aus Husum. In den Interviews haben wir nach Umweltveränderungen und Anpassungsmaßnahmen gefragt und dabei entstehende Spannungsfelder identifiziert.

## WAHRNEHMUNG DES KLIMAWANDELS

Das Leben auf einer Hallig ist besonders eng mit der Natur verknüpft. Unsere Interviewpartner betonen zwar einerseits, dass „letztendlich immer die Natur die Hosen anhat“ und „in einigen Punkten den Ton angibt“, bewerten diese Abhängigkeit von der Natur aber andererseits durchweg positiv: „Die Unmittelbarkeit des Lebens in der Natur, (...) das ist ein Erfahren von der Natur, von den Naturgewalten. (...) Und das ist auch schön. Ich empfinde das als wunderbar.“<sup>10</sup> „Schwierige“ Umweltbedingungen wie Land unter gelten nur aus Festlandsicht als schwierig; für HoogerInnen

sind sie normal und machen, ebenso wie die Weite, Abgeschiedenheit und Naturverbundenheit, das Leben auf der Hallig aus: „[D]as gehört bei uns einfach zum Leben mit dazu.“

Gerade wegen ihres Lebens mit der Natur können die meisten HalligbewohnerInnen von spürbaren und vielseitigen Veränderungen in ihrer Umwelt berichten. Dazu zählen zum Beispiel mildere Winter, höhere Wasserstände oder veränderte Strömungen, aber auch Änderungen in Flora und Fauna. So gibt es unter anderem weniger Brutvögel oder auch eine andere Artenzusammensetzung von Tieren und Pflanzen (beispielsweise durch eingeschleppte Arten). Obwohl der Meeresspiegel steigt, kommt Erosion erstaunlich wenig zur Sprache, vermutlich weil die Halligkante permanent gesichert wird. Gleichzeitig merken einige InterviewpartnerInnen an, dass die Hallig von innen schrumpft: „Die Priele werden immer breiter und dadurch frisst halt quasi das Wasser die Hallig von innen auf.“<sup>11</sup> Insgesamt scheint es Konsens zu sein, dass das Wetter extremer und unberechenbarer wird. Dabei werden auffallend häufig extrem starke Stürme wie die Sturmtiefs Anatol (Dezember 1999), Christian (Oktober 2013) oder Xaver (Dezember 2013) angesprochen und als sehr bedrohlich beschrieben. Inwiefern auch Land unter häufiger wird, ist hingegen unklar. Einige wenige InterviewpartnerInnen vermelden bereits jetzt eine Zunahme der Überflutungen, andere können dies nicht bestätigen. Für die Zukunft erwarten hingegen die meisten HoogerInnen häufigere Land unter.

Die beobachteten Änderungen werden in der Regel dem Klimawandel zugeschrieben: „Das Klima verändert sich. Das merken wir alle und sehen wir jeden Tag.“ Wie bei der Wahrnehmung von Land unter weisen die Interviews allerdings durchaus Unterschiede auf. InterviewpartnerInnen sprechen unterschiedliche Änderungen an und bewerten diese auch unterschiedlich. So weisen einige InterviewpartnerInnen darauf hin, dass Umweltbedingungen und das gesamte Ökosystem der Halligen sich im Lauf der Zeit immer wieder stark verändert haben. Änderungen „hat es früher aber auch gegeben.“ Folglich lässt sich weder klar beurteilen, ob beziehungsweise inwiefern die Situation aktuell qualitativ unterschied-

**01** Vgl. z. B. Carol Farbotko, Tuvalu and Climate Change: Constructions of Environmental Displacement in the Sydney Morning Herald, in: Geografiska Annaler Series B 4/2005, S. 279–293.

**02** Vgl. z. B. Colette Mortreux/Jon Barnett, Climate Change, Migration and Adaptation in Funafuti, Tuvalu, in: Global Environmental Change 1/2009, S. 105–112.

**03** Michael Fröhlingsdorf, Tonga in der Nordsee, 5.9.2011, [www.spiegel.de/spiegel/a-784529.html](http://www.spiegel.de/spiegel/a-784529.html); Alexander Preker, Klimawandel: Wie die Halligen ums Überleben kämpfen, 27.4.2017, [www.abendblatt.de/region/schleswig-holstein/article210380523](http://www.abendblatt.de/region/schleswig-holstein/article210380523).

**04** Vgl. Dina Ionesco/Daria Mokhnacheva/François Gemenne, Atlas der Umweltmigration, München 2017, S. 68f.; Collectif Argos, Climate Refugees, Singapur 2010.

**05** Die Interviews entstanden im Rahmen eines studentischen Forschungsprojekts zum Thema „Klimawandel auf den Halligen im schleswig-holsteinischen Wattenmeer“ an der Universität Göttingen.

**06** Vgl. Malte Schindler et al., Measuring Sediment Deposition and Accretion on Anthropogenic Marshland – Part II: The Adaptation Capacity of the North Frisian Halligen to Sea Level Rise, in: Estuarine, Coastal and Shelf Science 151/2014, S. 246–255.

**07** Vgl. z. B. Siri Eriksen et al., When not Every Response to Climate Change is a Good One: Identifying Principles for Sustainable Adaptation, in: Climate and Development 1/2011, S. 7–20.

**08** Vgl. z. B. die Beiträge in Jürgen Jensen, Abschlussbericht ZukunftHallig, Siegen 2014, [www.kfki.de/files/dokumente/0/107\\_2\\_1\\_e36145.pdf](http://www.kfki.de/files/dokumente/0/107_2_1_e36145.pdf).

**09** Sozialwissenschaftliche Ansätze finden sich jedoch z. B. in Roger Häußling/Nenja Ziesen, Abschlussbericht ZukunftHallig B (IfS), in: Jensen (Anm. 8), S. 289–440 oder in Martin Döring/Beate Ratter, The Regional Framing of Climate Change: Towards a Place-Based Perspective on Regional Climate Change Perception in North Frisia, in: Journal of Coastal Conservation 1/2018, S. 131–143.

**10** Um die Anonymität unserer InterviewpartnerInnen zu schützen, werden Zitate aus unseren Interviews als solche markiert, aber nicht einzelnen Personen zugeordnet.

**11** Priele sind Wasserläufe, in denen sich auch bei Ebbe Wasser befindet.

lich ist, noch lassen sich zukünftige Änderungen prognostizieren: „Wie es wirklich wird, das wissen wir alle nicht.“

Allen Ungewissheiten zum Trotz erwarten viele HalligbewohnerInnen auch in Zukunft Veränderungen in ihrer Umwelt und nennen vor allem häufigere und heftigere Stürme. Zukünftige Änderungen werden aber nicht automatisch als unmittelbare Bedrohung empfunden. Dennoch begegnet ihnen kaum jemand sorglos; insbesondere die heftigen Stürme der jüngsten Vergangenheit haben ihre Spuren hinterlassen. Viele fürchten allerdings weniger die Natur an sich als vielmehr die finanziellen Konsequenzen. Einige InterviewpartnerInnen stellen sich die Frage, inwieweit die Bewohnbarkeit der Halligen langfristig, also auch für die nächste(n) Generation(en), gesichert ist: „Aber jetzt denkt man über die Zukunft nach, wie das mal so wird. (...) Können wir das dann unseren Kindern überhaupt noch vererben, oder geht das irgendwann mal unter?“

#### UMGANG MIT DEN AUSWIRKUNGEN DES KLIMAWANDELS

Auch wenn Zeitpunkt und Ausmaß zukünftiger Klimaveränderungen umstritten sind, ist unstrittig, dass die Hallig sich anpassen muss. Dabei betonen unsere InterviewpartnerInnen, dass der Halligerhalt von allgemeinem Interesse sei, da die Halligen Teil des natürlichen Küstenschutzes der Deutschen Bucht darstellten. Sie werden als „Wellenbrecher für die Küste“ oder „Bollwerk“ für das Festland wahrgenommen, die die Wucht, mit der Wellen auf die Küste prallen, abschwächen: „Nicht nur die Menschen müssen geschützt werden, die Hallig, also der Lebensraum für diese Menschen, muss auch geschützt werden. Damit sie alle zusammen wiederum auch das Festland schützen können.“

Menschliche Eingriffe in die Natur sind für die Halligen altbekannt: „Seitdem es die Halligen gibt, versucht der Mensch sie zu stabilisieren.“ In der Tat existieren die Halligen in ihrer jetzigen Form erst seit dem Mittelalter, zuvor war die Deutsche Bucht ein zusammenhängendes Marschland.<sup>12</sup> Während des Mittelalters wur-

den große Teile davon in mehreren Sturmfluten überflutet. Nur die heutigen Inseln und Halligen blieben übrig. Jeder stärkere Sturm erodierete die Halligen weiter, bis Hallig Hooge Anfang des 20. Jahrhunderts befestigt wurde. Heute umschließt ein Sommerdeich Hooge, zudem ist die Halligkante mit Steinen – dem sogenannten „Halligigel“ – befestigt. Ohne diesen „gäbe es die Halligen heute nicht mehr“, und so wird die Küste mit verschiedenen Methoden permanent erhalten, gesichert und gegebenenfalls verstärkt.<sup>13</sup>

Neben der Befestigung und dem Schutz der Hallig an sich stehen die Warften im Zentrum der Aufmerksamkeit. Schon die ersten Siedlungen in der Region befanden sich auf solchen künstlich aufgeschütteten Hügeln, die im Laufe der Zeit immer wieder erhöht wurden, wobei neue Häuser auf den Überbleibseln der alten Häuser erbaut wurden.<sup>14</sup> Auch in jüngster Zeit wurden die Warften verstärkt. Nach der schweren Sturmflut von 1962 wurde ein umfangreiches Warftverstärkungsprogramm gestartet. Infolge der schweren Stürme von 2013 sowie der erwarteten Klimaauswirkungen wurde jedoch deutlich, dass weitere Warfterhöhungen vonnöten sind. Aktuell wird nacheinander je eine Warft der Halligen erhöht und verstärkt und werden dabei unterschiedliche Methoden getestet, um die Bewohnbarkeit der Halligen auch für die nächsten 100 Jahre zu sichern.

Ob es für diesen Zeitraum reicht, die Warften zu erhöhen und die Ringdeiche um die Warften zu verstärken, ist unklar. Langfristig können Abriss und Neubau der Wohnhäuser wohl kaum vermieden werden. Bereits nach der Sturmflut von 1962 mussten Häuser neu gebaut werden, wobei verstärkte Schutzräume eingeführt wurden, die bei schweren Stürmen Zuflucht bieten sollen. Aktuelle Bauprojekte berücksichtigen bereits den Anstieg des Meeresspiegels und haben beispielsweise ein erhöhtes Fundament. Unsere InterviewpartnerInnen befürworten zwar derartige bauliche Neuerungen, weisen aber darauf hin, dass Abriss und Neubau problematisch sind: „Die Häuser [haben] ja so einen hohen Wert für uns Menschen, auch hohen Sachwert, dass man nicht einfach sagen kann: ‚Ja, dann schiebe ich das jetzt hier halt zusammen und baue neu.‘ Also hat

<sup>12</sup> Vgl. Dirk Meier, *Man and Environment in the Marsh Area of Schleswig–Holstein from Roman until Late Medieval Times*, in: *Quaternary International* 1/2004, S. 55–69.

<sup>13</sup> Eine Übersicht über den Küstenschutz auf Hooge liefert Jensen (Anm. 8).

<sup>14</sup> Vgl. Meier (Anm. 12).

man versucht die Häuser zu schützen. Und die Warft entsprechend nur außenrum zu erhöhen.“

Insgesamt werden also drei Kategorien von Maßnahmen durchgeführt: Maßnahmen an der Hallig selbst, Maßnahmen an den Warften und Maßnahmen an den Gebäuden. Die Verantwortung für diese Maßnahmen, und damit deren Finanzierung, fällt in unterschiedliche Bereiche. Für den Küstenschutz, also zum Beispiel Sommerdeich und Halligigel, ist das Land zuständig. HalligbewohnerInnen übernehmen einen Großteil davon im Auftrag des schleswig-holsteinischen Landesbetriebs für Küstenschutz, Nationalpark und Meeresschutz (LKN), der somit ein wichtiger Arbeitgeber ist. Für den Hochwasserschutz inklusive der Warftverstärkungen und den Gebäudeschutz hingegen ist rechtlich der jeweilige Eigentümer zuständig.<sup>15</sup> Diese Aufteilung wird durchaus mit Sorge betrachtet, denn Aufwartungen sind teuer und Schäden an Privatbesitz oft nicht ausreichend versichert. Oftmals schließen die Versicherungspolice gewisse Ereignisse aus: „Du kannst dich auf Hooge nicht dagegen versichern, gegen Land unter.“ Konsens unter den Befragten ist, dass Halligschutz nicht privat zu leisten ist und die öffentliche Hand eine wesentliche Rolle spielen muss. Für die bisherige öffentliche Unterstützung sind die HoogerInnen dankbar, fragen sich jedoch, ob sie auf diese auch in Zukunft zählen können: „Da wird es irgendwann einen ökonomischen Grenzwert geben, wo man dann sagt, das können wir uns als Gesellschaft noch leisten und das nicht. So bautechnisch ist die Grenze, glaube ich, noch nicht erreicht. Da kann man noch viel machen. Aber wer soll es bezahlen?“

#### SPANNUNGSFELDER DER KLIMAAANPASSUNG

Auf Hooge herrscht Einigkeit, dass die diversen Maßnahmen nötig sind: „Je mehr Schutz, desto besser.“ Uneins sind sich die HoogerInnen jedoch, welche Maßnahmen wie umgesetzt werden sollen und wie effektiv die Maßnahmen schützen. Unsere Interviews zeigen insbesondere drei teils überlappende Spannungsfelder auf: *Erstens* das Ziel der Maßnahmen – Halligerhalt um der Natur willen oder um der Menschen willen?, –

*zweitens* das methodische Vorgehen – stützt man sich auf Fachwissen vom Festland oder auf die Erfahrung von HoogerInnen? – sowie *drittens* die Strategie beziehungsweise das Erscheinungsbild: Sollen die anzustrebenden Lösungen modern und innovativ sein oder ursprünglich und traditionell?

Hallig Hooge liegt inmitten des Nationalparks Wattenmeer, ist aber selbst nicht Teil davon, sondern gehört, wie alle bewohnten Halligen, zur Entwicklungszone des Biosphärenreservats Schleswig-Holsteinisches Wattenmeer und Halligen. Naturschutz wird im Prinzip von allen HalligbewohnerInnen befürwortet; das Leben im Einklang mit der Natur zählt gerade zu den Besonderheiten des Halliglebens. Die vielen Auflagen im Zusammenhang mit dem Nationalpark und der Biosphäre empfinden viele HoogerInnen jedoch als einschränkend und bevormundend. Insbesondere wird es aufgrund der vielen Regularien immer schwieriger, Landwirtschaft zu betreiben. Die Beweidung der Marschwiesen aber war über Jahrhunderte die Lebensgrundlage der Halligen und spielt eine wesentliche Rolle für Landschaftspflege und Halligerhalt. Entsprechend urteilen manche InterviewpartnerInnen, dass „der Bezug des Nationalparksamts zum Leben hier auf der Hallig (...) völlig verloren gegangen ist“, und bemängeln die Übervorteilung der Natur, denn schließlich „geht es ja auch um die Menschen, die hier leben“. Und diese, so betonen unsere InterviewpartnerInnen, wissen sehr gut mit ihrer Umwelt umzugehen und diese zu erhalten.

Ebenso wie beim Naturschutz verweisen unsere InterviewpartnerInnen auch bei Anpassungsmaßnahmen, insbesondere den Aufwartungen, immer wieder auf ihr lokales Wissen und ihren Erfahrungsschatz. Wie bereits erwähnt, ist der LKN für Küstenschutz zuständig und hat hier auch Entscheidungshoheit. Die Kooperation habe sich im Laufe der Zeit verbessert, doch trotz der bereits bestehenden Informations- und Kommunikationsangebote des LKN besteht seitens vieler HoogerInnen der Wunsch, dass man ihre über Generationen hinweg gesammelten Erfahrungen mehr einbezieht. „Die Erfahrungen der Einheimischen werden nicht berücksichtigt“, befinden InterviewpartnerInnen, dabei haben die ExpertInnen vom Festland „überhaupt keine Ahnung, wie es ist, hier zu wohnen“ – „wo sollen die die auch herhaben?“ Zwar können die Ingeni-

<sup>15</sup> Vgl. Arbeitsgruppe Halligen 2050, Möglichkeiten zur langfristigen Erhaltung der Halligen im Klimawandel, Kiel 2014, S. 8.

eurInnen Wellen, Strömungen oder Meeresspiegel an „ihrem Reißbrett“ berechnen, doch „letztendlich ist die Praxis ausschlaggebend und nicht die Statistik“. Erschwerend kommt hinzu, dass in der Vergangenheit nicht ausreichend langfristig geplant wurde. Bereits anlässlich der von 1990 bis Mitte der 2000er Jahre andauernden stückweisen Verstärkung aller Warften auf Hooge verwiesen viele BewohnerInnen darauf, dass die Maßnahmen unzureichend seien. Die jüngsten Prognosen der Forschung und die infolge von Stürmen wie Xaver beschlossenen weiteren Verstärkungen geben den Bedenken der HoogerInnen rückblickend Recht.

Schließlich wird diskutiert, ob der klassische Küstenschutz oder die Aufwartungen irgendwann an ihre Grenzen stoßen. Neben einem finanziellen Limit thematisieren manche HoogerInnen einen möglichen Wandel des Erscheinungsbildes der Hallig: „Geht das immer so weiter? Dass wir sozusagen die Deckwerke erhöhen und die Hallig immer stärker befestigen – oder verändert sich dann der Charakter?“ Im Zuge der schweren Stürme von 2013 hat sowohl Hooge als auch die Landesregierung ein Umdenken gefordert: „Wenn wir die Halligen tatsächlich für die nächsten 80 bis 100 Jahre als bewohnte Halligen halten wollen, dann müssen wir uns ganz neu aufstellen.“ Entsprechend wurde und wird aktiv nach innovativen, gar „futuristischen“, „abgefahrenen technischen Lösungen“ gesucht, wie beispielsweise durch einen Architekturwettbewerb im Zuge von Hallig2050<sup>16</sup> oder im aktuellen Aufwartungsprogramm, bei dem getestet wird, welche Methoden zur Aufwartung am nachhaltigsten sind.

Gleichzeitig stehen viele HalligbewohnerInnen solchen alternativen Maßnahmen skeptisch gegenüber, denn durch einen modernen Neubau verändert sich die Optik und geht möglicherweise das „Halligtypische“ verloren: „Also klar wird man das technisch erhalten können, man kann immer weiter aufwarften oder irgendwann könnte man einen Deich drum herum bauen, aber dann ist es keine Hallig mehr. Und das wollen wir auch nicht. Das will eigentlich auch keiner.“ Im Gegenteil, „gerade die Gäste, die Menschen wollen ja das Ursprüngliche“. Das typische Halligbild mit den reetgedeckten Friesenhäusern ist somit auch ein Wirtschaftsfaktor, denn Tourismus ist

die Haupteinnahmequelle der Halligen.<sup>17</sup> Folglich fordern einige InterviewpartnerInnen eine Rückbesinnung auf das Althergebrachte. Hier merken einige HoogerInnen an, dass insbesondere die Lebenserfahrungen der älteren BewohnerInnen und ihr Wissen über Stürme, Land unter und Bebauung einbezogen und auch bewahrt, quasi „archiviert“ werden sollen: „Also ich glaube einfach wirklich an das, was die Alten sagen. Mitnehmen, hinhören und nochmal durchleuchten, warum das so war. (...) Eigentlich sind das für mich die Vorbilder und ich denke, da[ran] sollte man auch noch in 10, 20, 100 Jahren immer noch zurückdenken.“

## VIELFÄLTIGE HERAUSFORDERUNGEN

Schon heute macht sich der Klimawandel auf Hooge bemerkbar. Unsere Interviews bestätigen die wissenschaftlichen Erkenntnisse: Die Halligen und das gesamte Wattenmeer verändern sich. Insbesondere der Anstieg des Meeresspiegels und damit einhergehende häufigere beziehungsweise vor allem intensivere Stürme stellen Hooge (wie auch die benachbarten Halligen und Inseln) vor neue Herausforderungen. Im Gegensatz zu Inseln zum Beispiel im Südpazifik kann sich Deutschland jedoch eine Vielzahl von Anpassungsmaßnahmen leisten. Auch wenn dabei Spannungen wie die beschriebenen unvermeidbar sind, vertrauen die HalligbewohnerInnen auf Anpassungsmöglichkeiten und auch den politischen Willen, in die Halligen zu investieren. Nicht zuletzt dank der Lobby-Bemühungen durch die Halligen verspricht der aktuelle Koalitionsvertrag der schleswig-holsteinischen Landesregierung aus CDU, Grünen und FDP, „die langfristige Wohnbarkeit der nordfriesischen Halligen in Zeiten des Klimawandels [zu] gewährleisten.“<sup>18</sup> Zumindest für die nächsten 100 Jahre scheint die Existenz der Halligen gesichert.

Doch was genau soll wie erhalten werden? Ebenso wie die Folgen des Klimawandels bereiten soziale und wirtschaftliche Herausforderungen

<sup>17</sup> Allerdings kam es bereits nach der Sturmflut von 1962 zu großen Veränderungen, da die vielen zerstörten alten friesischen Häuser moderner und größer neu aufgebaut wurden.

<sup>18</sup> CDU, Grüne und FDP, Koalitionsvertrag 2017–2022: Das Ziel verbindet, Kiel 2017, [www.schleswig-holstein.de/DE/Landesregierung/\\_documents/koalitionsvertrag2017\\_2022.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=2](http://www.schleswig-holstein.de/DE/Landesregierung/_documents/koalitionsvertrag2017_2022.pdf?__blob=publicationFile&v=2).

<sup>16</sup> Vgl. Arbeitsgruppe Halligen 2050 (Anm. 15), S. 29 ff.

gen den HoogerInnen Sorge.<sup>19</sup> Auf unsere Frage nach gegenwärtigen Herausforderungen auf der Hallig thematisieren viele nicht nur Umweltveränderungen, sondern auch den demografischen Wandel – vor allem an jungen Familien fehlt es auf Hooge –, mangelnde Arbeitsmöglichkeiten und die teure Wohnsituation. Mit Leuchtturmprojekten wie der Kennzeichnung von Hooge als „Fairtrade Hallig“, dem Programm „Hand gegen Koje“, bei dem Freiwillige bei den anfallenden Arbeiten auf der Hallig mithelfen und im Gegenzug eine kostenlose Unterkunft bekommen, oder Plänen gegen den demografischen Wandel steuert Hooge gegen. Letztendlich bildet eine mittel- bis langfristige Wohnmöglichkeit die Grundlage für die sozialen Maßnahmen auf Hallig Hooge. Hierfür ist aber eine zukunftsorientierte Befestigung und Aufwartung entscheidend. Umweltbedingte Herausforderungen und sozialökonomische Probleme hängen zusammen.

Halligen sind weltweit einzigartig; sie finden sich nur im Wattenmeer Schleswig-Holsteins und Süddänemarks. Schon seit Jahrhunderten stellt dieser Lebensraum die Menschen vor große Herausforderungen. Heute kommt mit dem Klimawandel eine neue Herausforderung hinzu. Vielfältige Anpassungsmaßnahmen sind unumgänglich, will man die Halligen als Ökosystem und Lebensraum erhalten. Wie in unserem Beitrag gezeigt wird, ist ein Eingreifen in die Natur auf den Halligen nichts Neues; ohne permanenten Küstenschutz gäbe es die Halligen nicht mehr. Entsprechend unterstützt die Bevölkerung umfassende Anpassungsmaßnahmen. Nichtsdestotrotz herrscht Uneinigkeit, wie genau der Klimawandel die Hallig betrifft, welche Maßnahmen wie umgesetzt werden sollten und wie effektiv sie sind. Spannungsfelder ergeben sich insbesondere in Bezug auf Halligerhalt um der Natur willen versus um der Menschen willen, auf Fachwissen vom Festland versus Erfahrung von HoogerInnen sowie auf Modernität und Innovation versus Ursprünglichkeit und Tradition.

Solche Spannungsfelder und Kontroversen sind unvermeidlich. Unsere Untersuchung fügt

sich in die Fachliteratur, die Klimaanpassung als einen politischen Prozess beschreibt, der eng mit anderen sozialen und ökologischen Prozessen verbunden ist. Die Umweltwissenschaftlerin Siri Eriksen und ihre Kollegen merken in diesem Sinne an: „Anpassung sollte explizit als ein umstrittener sozio-politischer Prozess verstanden werden, der beeinflusst, wie individuelle und kollektive Akteure mit vielfältigen Arten von zeitgleich auftretenden Veränderungen in Umwelt und Gesellschaft umgehen.“<sup>20</sup> Anpassungspolitik muss demokratisch ausgehandelt werden. Eine Befragung und starker Einbezug der lokalen Bevölkerung sind dazu unerlässlich. Wir hoffen, mit unserer Arbeit hierzu einen kleinen Beitrag geleistet zu haben.

#### MARLENE MEYER

studiert Psychologie an der Georg-August-Universität Göttingen.  
marlene.meyer@gmx.de

#### NORA MEYER

studiert evangelische Theologie und Politikwissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen.  
nora.meyer@stud.uni-goettingen.de

#### FRANZISKA SCHADE

studiert Volkswirtschaftslehre und Politikwissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen.  
franziska-schade@gmx.net

#### ALEXANDER WEYERSHÄUSER

studiert Politikwissenschaft an der Georg-August-Universität Göttingen.  
a.weyershaeuser@stud.uni-goettingen.de

#### CAROLA KLÖCK

ist promovierte Politikwissenschaftlerin und Akademische Rätin am Institut für Politikwissenschaft der Georg-August-Universität Göttingen.  
carola.kloeck@uni-goettingen.de

<sup>19</sup> Dieser Befund spiegelt die Erkenntnisse von Untersuchungen im Südpazifik wider. Vgl. z. B. Mortreux/Barnett (Anm. 2).

<sup>20</sup> Vgl. Siri Eriksen/Andrea J. Nightingale/Hallie Eakin, *Reframing Adaptation: The Political Nature of Climate Change Adaptation*, in: *Global Environmental Change* 35/2015, S. 523–533, hier S. 524; eigene Übersetzung.

# VOM TAL AUF DIE INSEL?

## Vom kalifornischen Liberalismus zur Sozialutopie Seasteading

*Julian Dörr · Olaf Kowalski*

Mangelnden Mut kann man dem umtriebigen Investor und Gründer von Paypal, Peter Thiel, nicht vorwerfen: Er unterstützt das kühne Vorhaben, künstliche, auf internationalen Gewässern schwimmende Inseln zu errichten, mit denen unabhängige Nationen erschaffen werden sollen, um „die Menschheit von Politikern zu befreien.“<sup>01</sup> Die Idee dahinter: Erst abseits einer zu umfangreichen und strikten staatlichen Regulierung könnten sich die Menschen wahrhaft frei entfalten und eine bessere Gesellschaft bilden. Gegenwärtig nimmt dieses Gedankenexperiment konkrete Formen an. So plant das Start-up Blue Frontiers, bis 2022 in einer geschützten Lagune von Französisch-Polynesien schwimmende, künstliche Inselgruppen mit bis zu 300 Häusern zu errichten. Zwar liegen diese nicht auf Hoher See, jedoch wurde mit dem „Gastland“ vereinbart, diesem Gebilde de facto Autonomie – nebst eigener „Kryptowährung“ – zu gewähren. Das Konzept steht nicht alleine: Es hat sich eine Bewegung des sogenannten Seasteading etabliert, die neue Welten auf den Meeren erbauen will.

Dabei ist es kein Zufall, dass diese Projekte insbesondere von Visionären des Silicon Valley wie Thiel so vehement vorangetrieben werden. Denn gerade die in diesem Tal der San Francisco Bay Area angesiedelten Denker und Unternehmen wie Google, Apple oder Facebook vereinen einen philanthropischen Ansatz der Weltverbesserung und eine spezifische Ordnungsvorstellung der Gesellschaft mit dem Glauben an die emanzipatorische Kraft von Technologie. In der Absicht, „die Welt besser zurückzulassen, als wir sie vorgefunden haben“, wie Apple-Vorstand Tim Cook formuliert,<sup>02</sup> entwickeln sie eine Kultur mit universellem Gültigkeitsanspruch, die die Kraft hat, global auf unseren Alltag zu wirken. Längst beeinflusst die vom Silicon Valley ausgehende Digitalökonomie Wirtschaft und Gesellschaft, wie Kontroversen über Hasskommentare bei Face-

book, die Sammlung und Monopolisierung von Daten durch Google oder die Geschäftstätigkeit von Airbnb in deutschen Städten zeigen.

Der Weg vom Tal auf die Weltmeere – wie auch der in den Weltraum, von dem der Investor und Tesla-Geschäftsführer Elon Musk mit seiner Vorstellung von Kolonien auf dem Mars träumt – erscheint so als logischer Schritt zur Verwirklichung der kalifornischen Weltanschauung: Hier bietet sich die vermeintliche Chance, gänzlich neu anzufangen und außerhalb aller Hoheitsgewässer eine bessere Welt nach eigenen Vorstellungen zu schaffen. Dass sich libertäres Denken und der Technikoptimismus des Silicon Valley gerade im Topos der Insel kumulieren, kann ebenfalls nicht verwundern, waren Inseln in der Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit doch schon immer Sehnsuchtsort, Fluchtpunkt und Projektionsfläche. Wie reihen sich die jüngsten Ideen aus Kalifornien hier ein?

### DIE VISION DES SEASTEADING

Seasteading – ein Kunstwort aus *sea* und *homesteading* (Inbesitznahme, Besiedlung) – bezeichnet die Idee der künstlichen Erschaffung von dauerhaftem Wohn- und Lebensraum auf dem Meer.<sup>03</sup> Diese Stätten (*seasteads*), meist modifizierte Schiffe und Plattformen, sollen außerhalb von Gebieten, die von Staaten beansprucht werden, schwimmen oder verankert werden.<sup>04</sup> Verwandt sind sie mit Unternehmungen wie Women on Waves, einer Nichtregierungsorganisation, die auf Schiffen jenseits staatlicher Hoheitsgewässer Frauen bei Schwangerschaftsabbrüchen unterstützt, oder Radio Veronica, einem Piratensender, der in den 1960er und frühen 1970er Jahren aus internationalen Gewässern in der Nordsee sein Radioprogramm verbreitete.<sup>05</sup> Gemeinsamer Nenner solcher Unternehmungen und Kerne-

danke der „Seenahme“ ist, dass sie keinerlei Gesetzen außer den selbst aufgestellten Regeln unterliegen. Die Motive reichen von der Befreiung der Wirtschaft von Regularien und Steuern (und darin Sonderwirtschaftszonen ähnlich) bis zu umfassenden gesellschaftspolitischen Zielen. Besonders prominent werden sie vom 2008 gegründeten Seasteading Institute vertreten, das auch mit Blue Frontiers zusammenarbeitet. Dessen ehemaliger Vorstand Patri Friedman – Enkel des Wirtschaftsnobelpreisträgers Milton Friedman und mittlerweile wieder bei Google tätig – sieht das Potenzial von solchen Inseln insbesondere darin, „die Leistung von Regierungen durch einen Wettbewerb um mobile Bewohner zu verbessern.“<sup>06</sup>

Die simple Idee ist somit die Übertragung des Wettbewerbs auf die Ebene der Staaten: Die Regierungen konkurrieren in Form der Ausgestaltung von Institutionen und der Bereitstellung öffentlicher Güter wie Schulbildung und Infrastruktur um die Gunst mobiler Bürger, und im Idealfall führt dieser Wettbewerbsdruck zu effizienterer Verwaltung und weniger Verschwendung.<sup>07</sup> Sollten den Bewohnern die Verhältnisse nicht länger passen, können sie ihre Wohnplattform von den anderen abkoppeln und an eine andere Mikronation wieder andocken – eine Abstimmung mit den Füßen, oder passender, mit den Flößen. Hier kann im doppelten Sinne von einer *New Frontier* gesprochen werden: Nach der Erkundung der letzten unbekanntesten Flecken Land steht mit dem Seasteading nicht nur die Grenzverschiebung zwischen Zivilisation und Wildnis auf das Wasser an, sondern auch eine gesellschaftliche Neuvermessung. Die Metapher

der *New Frontier*, mit der John F. Kennedy im US-Präsidentenwahlkampf 1960 die Bekämpfung von Armut, Diskriminierung und Kriegen bezeichnete, dient nun wieder dem Ziel einer besseren Ordnung des menschlichen Zusammenlebens und – zeitgenössisch aktualisiert – ebenso einer nachhaltigen, ressourcenschonenden und energieeffizienten,<sup>08</sup> kurz: einer lebenswerteren und grüneren „schönen neuen Welt“.

## UTOPISTEN UNTER SICH

Das Denken und Reden der „Seevangelisten“<sup>09</sup> erinnert so, bei aller visionären Progressivität, an die Tradition staatsphilosophischer Entwürfe der Utopisten. Die augenfälligste Ähnlichkeit besteht schon im Topos der Insel, geht doch bereits der Begriff der Utopie auf die fiktive Insel „Utopia“ (1516) des englischen Humanisten Thomas Morus zurück. Als „Nicht-Ort“, so der griechische Wortursprung, befreit sie den kritischen Blick auf die bestehenden Verhältnisse, entwirft eine radikal andere Gesellschaftsordnung und „schickt die Vorstellungskraft auf Reise“.<sup>10</sup> Von Morus’ unmittelbaren Nachfolgern, den Philosophen Tommaso Campanella („Der Sonnenstaat“, 1623) und Francis Bacon („Nova Atlantis“, 1627), die ihre Entwürfe ebenfalls auf Inseln situierten, geht über die Jahrhunderte eine ungebrochene Faszination utopischen Denkens aus, die ihren Anfang und markanten Ideengeber in Platons „Politeia“ hat,<sup>11</sup> das allerdings auch bis zu den totalitären Umsetzungen nationalsozialistischen oder kommunistischen Gedankenguts im 20. Jahrhundert reicht.<sup>12</sup> Angesichts dessen lautete der grundsätzliche antiutopische Einwand des Philosophen Karl Popper: „Die Hybris, die uns versuchen lässt, das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen, verführt uns dazu, unsere gute Erde in eine Hölle zu verwandeln.“<sup>13</sup> Mit anderen Worten: „Die verwirklichte Utopie ist eine Diktatur.“<sup>14</sup> In

**01** Vgl. Joe Quirk/Patri Friedman, *Seasteading. How Floating Nations Will Restore the Environment, Enrich the Poor, Cure the Sick, and Liberate Humanity from Politicians*, New York 2016.

**02** Zit. nach Lisa Eadicicco, *Tim Cook Summed up Apple’s Mission in One Simple Sentence*, 21. 10. 2015, [www.businessinsider.com.au/tim-cook-apple-mission-2015-10](http://www.businessinsider.com.au/tim-cook-apple-mission-2015-10).

**03** Der Begriff geht zurück auf Ken Neumeyer, *Sailing the Farm*, Berkeley 1981.

**04** Siehe etwa die Schiffsprojekte „Freedom Ship“ oder „Blueseed“.

**05** Weitere Beispiele bei O. Shane Balloun, *The True Obstacle to the Autonomy of Seasteads: American Law Enforcement Jurisdiction over Homesteads on the High Seas*, in: *U.S.F. Maritime Law Journal* 2/2011, S. 410–463.

**06** Patri Friedman/Brad Taylor, *Seasteading: Competitive Governments on the Ocean*, in: *Kyklos* 2/2012, S. 218–235, hier S. 218; Übersetzungen durch die Verfasser.

**07** In eine ähnliche Richtung zielt die auf dem Festland verortete Idee funktionaler, überlappender und konkurrierender Körperschaften. Vgl. etwa Bruno S. Frey, *Ein neuer Föderalismus für Europa: Die Idee der FOCJ*, Tübingen 1997.

**08** Vgl. The Seasteading Institute, [www.seasteading.org/videos/the-eight-great-moral-imperatives](http://www.seasteading.org/videos/the-eight-great-moral-imperatives).

**09** Als Selbstzuschreibung bei [www.blue-frontiers.com/de/about](http://www.blue-frontiers.com/de/about).

**10** Vgl. Otfried Höffe, *Ethik. Eine Einführung*, München 2013, S. 102.

**11** Vgl. Reinhold Zippelius, *Geschichte der Staatsideen*, München 2003<sup>10</sup>, S. 76.

**12** Vgl. Johann Braun, *Einführung in die Rechtsphilosophie*, Tübingen 2011<sup>2</sup>, S. 85 ff.

**13** Karl Popper, *Das Elend des Historizismus*, Tübingen 1974<sup>4</sup>, S. VIII.

**14** Das einordnend Braun (Anm. 12), S. 162.

deren Untergang wurde dann das Heranbrechen eines „post-utopischen Zeitalters“<sup>15</sup> erkannt, in dem die Unterordnung individueller Freiheit unter kollektive Ideale überwunden schien.<sup>16</sup>

Im Reich der Gedanken jedoch lotet die Utopie Horizonte des Möglichen aus.<sup>17</sup> Dabei sind bereits in den drei genannten Inselmodellen grundlegende Gemeinsamkeiten, aber auch Varianten utopischen Denkens ausgebreitet, die sich nicht in einem gemeinsamen Nenner – allenfalls in dem der Insel – erschöpfen.<sup>18</sup> Neben den umfassenden institutionellen Entwürfen einer sozialistisch-kommunistischen Gesellschafts- und Eigentumsordnung bei Morus oder religiös-paradiesischer Zustände bei Campanella wird vor allem die Utopie Bacons von der Idee einer wissenschaftlichen Unterwerfung der Natur durch den Menschen (dessen eigene Natur inbegriffen) dominiert und begründet eine Kontinuitätslinie, in der sich auch die technologisch optimistischen kalifornischen Projekte wiederfinden. Mehr noch schließen sie mit der Idee eines flexiblen Minimalstaates und geringer Regulierung aber an einen libertär-anarchistischen Strang utopischen Denkens an, wie er sich im Romanzyklus „Gargantua und Pantagruel“ (1532) des Humanisten und Arztes François Rabelais zeigt, und der sich mit einem „Tu, was Dir gefällt!“ gerade gegen die regelbasierten Institutionen der anderen Klassiker wendet.<sup>19</sup> Auch die Vertreter des Seasteading wollen erklärtermaßen Ernst machen und ihre neuen Welten realisieren. In der Betonung technologischer Möglichkeiten weisen sie also einerseits Elemente klassisch-utopischen Denkens auf, unterscheiden sich jedoch andererseits durch die Abkehr von dessen totalitären Zügen. Denn den kalifornischen Visionären geht es um eine grundlegende Minimierung gesellschaftlicher Regeln und um Modellvielfalt im Wettbewerb.

**15** Vgl. Richard Saage, Keine ideale Gesellschaft mehr, nirgends. Die Zukunft der politischen Utopie, in: *Indes* 2/2012, S. 70 ff., hier S. 70.

**16** Zum anti-individuellen Zug utopischen Denkens vgl. Braun (Anm. 12), S. 95 ff., S. 103 ff.

**17** Rüdiger Voigt, Utopisches Staatsdenken, in: ders. (Hrsg.), *Staatsdenken. Zum Stand der Staatstheorie heute*, Baden-Baden 2016, S. 231–234, hier S. 233.

**18** Siehe z. B. Otfried Höffe (Hrsg.), *Politische Utopien der Neuzeit*, Berlin–Boston 2016; Thomas Schölderle (Hrsg.), *Idealstaat oder Gedankenexperiment? Zum Staatsverständnis in den klassischen Utopien*, Baden-Baden 2014.

**19** Vgl. Richard Saage, *Das Ende der politischen Utopie?*, Frankfurt/M. 1990, S. 26 ff. Beispielhaft auch Robert Nozick, *Anarchie, Staat, Utopia*, München 1976.

## KALIFORNISCHER LIBERALISMUS

Im Silicon Valley sind solche libertären Ordnungsvorstellungen weit verbreitet. Von Larry Page, Vorstandsvorsitzender von Alphabet, dem Mutterkonzern Googles, ist ein eindrückliches, das negative Staatsverständnis offenbarende Zitat überliefert: „Es gibt eine Menge Dinge, die wir gerne machen würden, aber leider nicht tun können, weil sie illegal sind. Weil es Gesetze gibt, die sie verbieten. Wir sollten ein paar Orte haben, wo wir sicher sind. Wo wir neue Dinge ausprobieren und herausfinden können, welche Auswirkungen sie auf die Gesellschaft haben.“<sup>20</sup> Obwohl angesichts der Bandbreite an Weltanschauungen eine Generalisierung zu einem einzelnen Paradigma schwerfällt, kann unter den führenden Vertretern des Silicon Valley dennoch eine Tendenz der Staatsskepsis festgestellt werden, sodass zumindest von einem Liberalismus kalifornischer Prägung ausgegangen werden kann.<sup>21</sup>

Diese Ordnungsidee rückt das Individuum und den Markt ins Zentrum, zielt auf weniger und zugleich klügere Regulierung und weist eine tief sitzende Ablehnung gegenüber Einschränkungen persönlicher Freiheit auf. Wie weit die kalifornische Spielart von der kontinentaleuropäischen Tradition des Liberalismus entfernt ist, die die freie Entfaltung des Menschen in einem Ordnungsrahmen sucht und entsprechend dem wirkungsmächtigen Staat eine ganz entscheidende Funktion beimisst,<sup>22</sup> zeigt der Umgang mit neuen Technologien und Geschäftsmodellen: Aus Sicht der kalifornischen Ordnungsidee gilt es, zunächst für Zukunftsfelder (künstliche Intelligenz oder autonomes Fahren) Restriktionen möglichst zu beseitigen und erst im Nachhinein gegebenenfalls regulativ einzuschreiten. Somit müssen Verbote und Beschränkungen, denen ihre Geschäftsmodelle gerade in Europa unterliegen, den Unternehmen des Silicon Valley unverständlich erscheinen.

Hier klingt ein weiteres Kennzeichen der kalifornischen Ideologie an. Für das High-Tech-Tal ist ein Denken charakteristisch, das mit Blick auf

**20** Zit. nach Mathias Döpfner, Warum wir Google fürchten, 16. 4. 2014, [www.faz.net/-12897463.html](http://www.faz.net/-12897463.html).

**21** Im US-amerikanischen Sprachraum werden Liberale oft als „libertarians“ bezeichnet, weil „liberals“ linkspolitisch konnotiert ist.

**22** Siehe z. B. Walter Eucken, *Grundsätze der Wirtschaftspolitik*, Tübingen 1952.

soziale Probleme wie Armut, Ungleichheit oder Korruption Lösungen nicht in politisch-institutionellen Maßnahmen, sondern vorrangig in der Entwicklung und Anwendung neuer Technologien sucht. Die totale Durchdringung der Welt durch die geeignete Technik ermöglicht die Selbstermächtigung des Menschen mittels Vernetzung, Transparenz und Effizienz.<sup>23</sup> Verwirklichungen hiervon können in Konzepten der „liquid democracy“ oder „Kryptowährungen“ gefunden werden. Es überrascht kaum, dass die Vertreter des Silicon Valley aus dieser tiefen Überzeugung des „Solutionismus“ einen Selbstanspruch zur Weltverbesserung ableiten.<sup>24</sup> Denn sie sind es, die als Technologietreiber vorangehen: „Die Welt steht vor vielen wirklich großen Herausforderungen, und unser Unternehmen liefert die Infrastruktur dafür, diese Herausforderungen zu meistern.“<sup>25</sup>

Oft betreiben solche Unternehmen also nicht nur ihr Geschäft, sondern verfolgen darüber hinaus eine Agenda der Sozialreform. Neben der Inszenierung von über reine Kaufprozesse hinausgehenden sozialen Erlebnisräumen<sup>26</sup> finden sich bezeichnende Unternehmensmotti wie „Don't be evil“ bei Google und etwa bei Alphabet mit dem „Project Loon“ das Vorhaben, mittels smarterer Ballons das Internet in die entlegensten Ecken der Welt bringen. Dieses Sendungsbewusstsein ist auch auf die Entstehungsbedingungen des Silicon Valley in den 1990er Jahren zurückzuführen, die diese Californian Ideology als das „bizarre Mischmasch aus anarchistischer Hippie-Weltanschauung und ökonomischem Liberalismus, angereichert mit einem Schuss technologischem Determinismus“ hervorgebracht haben.<sup>27</sup> Während die Technikgläubigkeit in der Überzeugung von den emanzipatorischen Möglichkeiten eines neuen Zeital-

ters, mit einem virtuellen Ort der Freiheit ohne staatliche Überwachung sowie uneingeschränktem Zugang zu Informationen für alle Menschen wurzelt, verweist das libertäre Element auf die Traditionslinie der Hippie-Bewegung mit ihrem Impetus, verschiedene Lebensstile zu erproben und jeden bedingungslos sein individuelles Glück suchen zu lassen.

Unabhängig von der Frage, ob es sich bei der philanthropischen Rhetorik möglicherweise bloß um cleveres Marketing handelt, lässt sich der wirtschaftliche Erfolg des kalifornischen Liberalismus, um den die Welt das Tal beneidet, nicht bestreiten – auch wenn paradoxerweise der Staat in der Frühphase maßgeblich dazu beigetragen hat.<sup>28</sup> Auch kulturell übt das kalifornische Narrativ eine hohe Anziehungskraft aus.<sup>29</sup> Nicht nur locken die Unternehmen als Gegenmodell zur „Old Economy“ Arbeitskräfte aus der ganzen Welt an, für die der dort ausgeprägte Lebensstil attraktiv ist. Auch auf Veranstaltungen wie dem „Burning Man Festival“, dessen Ursprünge ebenfalls in San Francisco liegen, versammeln sich Tausende von Besuchern auf einem Provisorium in der Wüste von Nevada, um gemeinsam Kunst zu produzieren und der menschlichen Kreativität ihren Lauf zu lassen. Wesentliches Anliegen dabei ist die Regellosigkeit: Alles ist erlaubt, solange es niemandem schadet – eine Reminiszenz an die Parole Rabelais'. Ein ähnliches Konzept liegt dem Kunst- und Kulturfestival „Ephemeral“ zugrunde, das seit 2009 am und auf dem Wasser des San Joaquin River Deltas stattfindet. Hinter dem Gedanken des Seasteading, neues, unberührtes Territorium in Besitz zu nehmen und das soziale Zusammenleben strukturell neu zu ordnen, steckt also die größere Ideologie des kalifornischen Liberalismus. Auf der Insel kann in Reinform all dies umgesetzt werden: „Eine Kolonialisierung von Meeres- und Inselräumen als Modelle idealisierter libertärer Gemeinschaften.“<sup>30</sup>

**23** Eindringlich zugespitzt wird dies in der Dystopie „The Circle“ von Dave Eggers, London 2014: Dort verhindert eine Heerschar von Kameras, die von den Nutzern überall aufgestellt werden und auf die die gesamte Community in Echtzeit zugreifen kann, jegliche Kriminalität, da alles transparent und überwacht ist.

**24** Vgl. Evgeny Morozov, *Smarte neue Welt: Digitale Technik und die Freiheit des Menschen*, München 2013.

**25** Vgl. Mark Zuckerberg, *Facebook's Letter from Mark Zuckerberg – Full Text*, 1.2.2012, [www.theguardian.com/technology/2012/feb/01/facebook-letter-mark-zuckerberg-text](http://www.theguardian.com/technology/2012/feb/01/facebook-letter-mark-zuckerberg-text).

**26** Ein gutes Beispiel hierfür ist das Unternehmen Airbnb, dessen Mitgründer Brian Chesky postulierte: „Wir wollen Reisen das Magische wiedergeben.“, [www.wiwo.de/14949408-all.html](http://www.wiwo.de/14949408-all.html).

**27** Richard Barbrook/Andy Cameron, *The Californian Ideology*, in: *Science as Culture* 6/1996, S. 44–72, hier S. 59.

**28** So ging die Basisinnovation des Internets aus dem Projekt Arpanet des US-Militärs hervor, vgl. z.B. John Naughton, *The Evolution of the Internet: from Military Experiment to General Purpose Technology*, in: *Journal of Cyber Policy* 1/2016, S. 5–28.

**29** Zur Bedeutung von Leiterzählungen für das Verständnis der Marktwirtschaft siehe Jens Beckert, *Imaginierte Zukunft. Fiktionale Erwartungen und die Dynamik des Kapitalismus*, Berlin 2018.

**30** Philip Steinberg/Elizabeth Nyman/Mauro Caraccioli, *Freedom, Capital, and Floating Sovereignities in the Seasteading Vision*, in: *Antipode* 4/2012, S. 1532–1555, hier S. 1532.

## SEELUFT MACHT FREI?

Dank des technologischen Fortschritts reicht das utopische Denken des Tals allerdings über seine historischen Vorbilder hinaus. Erstmals scheinen die Inselträume nun umsetzbar; das Seasteading Institute verlautete: „Wir sind keine verträumten Utopisten.“<sup>31</sup> Aber besteht jenseits technischer Fragen auch die rechtliche Möglichkeit einer Insel? Künstliche Inseln sind hier ein Lehrbuchfall, seit sich das Verwaltungsgericht Köln anlässlich des 1967 auf einer verlassenen britischen Flakstellung in der Nordsee gegründeten „Fürstentums Sealand“ mit der Frage der Staatlichkeit kleinster künstlicher Gebilde auseinandersetzen musste.<sup>32</sup>

Die erste rechtliche Frage ist die, ob es möglich ist, sich einer zuvor bestehenden – etwa US-amerikanischen – Staatsangehörigkeit und damit dem staatlichen Zugriff, beispielsweise der Besteuerung, aber auch der Strafgewalt zu entziehen. Das Völkerrecht sucht die mit der Staatenlosigkeit von Individuen verbundene Rechtsunsicherheit zu vermeiden, indem die Aufgabe einer Staatsangehörigkeit im Regelfall an die Annahme einer neuen Staatsbürgerschaft geknüpft wird.<sup>33</sup> Das setzt voraus, dass es sich bei der Körperschaft, deren Angehöriger man zu sein wünscht, ebenfalls um einen Staat handelt. Auch für die als niedrigschwellige Form des Seasteading diskutierten Schiffe<sup>34</sup> gilt mit dem Flaggenstaatsprinzip (es gelten die Gesetze des Landes, unter dessen Flagge ein Schiff fährt) grundsätzlich nichts anderes.<sup>35</sup> Und so wird erklärterweise für die insularen *seasteeds* auf lange Sicht die Begründung eigener Staatlichkeit als Mittel zur umfassenden Autonomie angestrebt.

Nach der klassischen und bis heute maßgeblichen „Drei-Elemente-Lehre“ des Staatsrechtlers

Georg Jellinek ist ein soziales Gebilde (erst) dann ein Staat, wenn es über eine auf einem bestimmten Gebiet lebende Bevölkerung Herrschaft ausüben kann („Staatsgebiet, Staatsvolk, Staatsgewalt“).<sup>36</sup> Während sich für natürliche Inselstaaten mit steigenden Meeresspiegeln angesichts ihres schwindenden Territoriums die Existenzfrage stellt,<sup>37</sup> funktioniert der Praxistest für die *seasteeds* umgekehrt: Die entscheidende Frage ist schon die Legalität der Errichtung künstlicher Inseln als potenzielles Staatsgebiet auf Hoher See, dann erst deren rechtliche Bewertung und etwaige Anerkennung als Staat.<sup>38</sup>

Diese Frage richtet sich an das Seevölkerrecht. Die Hohe See ist alles andere als ein rechtsfreier Raum, vielmehr spätestens seit dem 1994 in Kraft getretenen Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen (SRÜ) ein „Raum rechtlich geordneter Freiheit“.<sup>39</sup> So werden die Räume des Seevölkerrechts als Sphären abnehmenden staatlichen Einflusses von der Küstenlinie eines Landes aus kartiert, woraus schließlich die Hohe See übrig bleibt. Während die ersten 24 Seemeilen vor der Küste der Hoheitsgewalt des Anrainerstaates unterliegen, hat dieser auch in seiner ausschließlichen Wirtschaftszone und auf dem Festlandsockel die volle Jurisdiktion über künstliche Inseln – zur Errichtung und Genehmigung, bei Steuer-, Gesundheits-, Sicherheits- und Einreisebestimmungen – sowie, für den Anspruch der *seasteeds* auf Autarkie entscheidend, das Monopol der Ausbeutung von Wind- und Sonnenenergie.<sup>40</sup>

Nur auf Hoher See bleibt also Raum für die utopischen Unternehmungen des Seasteading. Erst dort, außerhalb der Rechtssphäre eines bestimmten Staates, verbürgt das SRÜ umfassende Freiheitsrechte und verbietet jedwede staatliche

**31** Patri Friedman/Wayne Gramlich, *Seasteading: A Practical Guide to Homesteading the High Seas*, 9.6.2009, pdfsecret.com/download/seasteading-a-practical-guide-to-homesteading-the-high-seas\_59f70cb9d64ab20a7512d243.pdf, S. 4.

**32** Siehe Urteil v. 3.5.1978 – 9 K 2565/77, in: Deutsches Verwaltungsblatt 1978, S. 510 ff.

**33** Vgl. Torsten Stein/Christian von Buttlar/Markus Kotzur, *Völkerrecht*, München 2017<sup>14</sup>, S. 84 f.

**34** Deren Legalität diskutiert entsprechend Balloun (Anm. 5), S. 427 ff.

**35** Artikel 92 SRÜ, vgl. Rüdiger Wolfrum, Kapitel 4. Hohe See und Tiefseeboden (Gebiet), in: Wolfgang Graf Vitzthum (Hrsg.), *Handbuch des Seerechts*, München 2006, S. 287–345, hier S. 300 ff. Kritisch zur Option mobiler *Seasteeds*, ohne Flagge zu segeln: Balloun (Anm. 5), S. 452 ff.

**36** Georg Jellinek, *Allgemeine Staatslehre*, Berlin 1914<sup>3</sup>, S. 394–434.

**37** Vgl. hierzu Nina Bergmann, *Auswirkungen des Klimawandels auf die Staatlichkeit kleiner Inselstaaten*, Berlin 2016.

**38** Letztere behandelt Ryan H. Fateh, *Is Seasteading the High Seas a Legal Possibility: Filling the Gaps in International Sovereignty Law and the Law of Seas*, in: *Vanderbilt Journal of Transnational Law* 2013, S. 899–931.

**39** Alexander Proelß, *Raum und Umwelt im Völkerrecht*, in: Wolfgang Graf Vitzthum/Alexander Proelß (Hrsg.), *Völkerrecht*, Berlin–Boston 2016<sup>7</sup>, S. 361–454, hier S. 401; einführend Wolff Heintschel von Heinegg, *Internationales öffentliches Seerecht (Seevölkerrecht)*, in: Knut Ipsen (Hrsg.), *Völkerrecht*, München 2014<sup>6</sup>, S. 860 ff.

**40** Vgl. Art. 60 Abs. 1 Buchstabe a, Abs. 2, 80 sowie 56 SRÜ.

Aneignung.<sup>41</sup> Dieses Verbot bedeutet aber umgekehrt, dass die Anerkennung, ja schon die Begründung eigener, neuer Staatlichkeit – und damit von Gebietshoheit – auf Hoher See ausgeschlossen ist.<sup>42</sup> Die Formel „Die Hohe See steht allen Staaten (...) offen“<sup>43</sup> ist Freiheitsgarant gerade für Staaten gegenüber Staaten, verhindert aber ein wortwörtliches *nation building* auch durch private *seasteads* und damit deren völkerrechtlichen „Aufstieg“ zum Staat auf Hoher See.

Allerdings hat im SRÜ auch die – nur scheinbar paradoxe – Erlaubnis der Errichtung künstlicher Inseln von staatlicher Seite auf Hoher See ihren Platz.<sup>44</sup> Sie sind jedoch in Abgrenzung zu natürlich entstandenen Inseln im völkerrechtlichen Sinne und in Einklang mit dem Aneignungsverbot gerade keine Gebiete, die eine eigene Staatlichkeit und damit räumliche Rechte an der See haben können.<sup>45</sup> Auch hier entstehen und operieren künstliche Inseln nicht ohne Schranken, sondern „gemäß den Bedingungen dieses Übereinkommens und den sonstigen Regeln des Völkerrechts“, sie sind „nach dem Völkerrecht“<sup>46</sup> zu beurteilen. Es bleibt hier indes „fragmentarisch“.<sup>47</sup> Private Unternehmungen finden ihre Grenzen also nur indirekt in den Möglichkeiten, die das SRÜ den Staaten zur Einschränkung derartiger Aktivitäten eröffnet – und vor allem in dem politischen Entschluss, diese auch auszuüben.<sup>48</sup> Der Umkehrschluss aus der Einschränkung

staatlicher Aktivitäten, dass nicht-staatliche Akteure ungehindert tätig werden können, erscheint freilich trügerisch<sup>49</sup> und widerspricht dem Bild des bereits konturierten Raums „rechtlich geordneter Freiheit“. Zudem reguliert die Internationale Meeresbodenbehörde zumindest die Nutzung des Tiefseebodens als „gemeinsames Erbe der Menschheit“, worunter auch die dortige Verankerung von künstlichen Inseln fallen könnte.<sup>50</sup> Insgesamt erscheinen diesseits der Frage eigener Staatlichkeit die Möglichkeiten des Seasteading letztlich, wie so oft im Völkerrecht, eher politisch-praktischen Vorbehalten unterworfen.

## INSELN DER GLÜCKSELIGKEIT?

Auch wenn noch offen ist, wann und wie solche Inseln tatsächlich umgesetzt werden können, wäre es doch zu einfach, sie als weltfremde Träumereien einer Handvoll High-Tech-Millionäre und „Degradation“ der Utopie abzutun.<sup>51</sup> Angesichts der Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, wie einer wachsenden Weltbevölkerung, eines steigenden Ressourcenverbrauchs und des Klimawandels, stellt sich die grundsätzliche Frage, inwiefern sie hierzu eine tragfähige Lösung anbieten. Gerade für insulare Mikronationen wie Tonga, Mikronesien oder Tuvalu im Pazifik werden Lösungen immer dringlicher.<sup>52</sup>

Jedenfalls konzeptuell, ganz in der Tradition der utopischen Klassik, können sie Grenzen aufzeigen und überwinden – möglicherweise stellt gerade dies den Kern des Denkens der Insel dar: „Weniger echte Inseln, sondern vielmehr die Idee der Insel ist die Quelle westlicher Islomania.“<sup>53</sup> Offen bleibt aber, ob für die Suche nach zeitgemäßen Lösungen die Feststellung H. G. Wells' gilt, der zufolge jenseits aller Utopien „der Weg der Vernunft (...) unten im Tal“ verläuft.<sup>54</sup>

### JULIAN DÖRR

ist promovierter Ökonom und Politikwissenschaftler an der Universität Siegen, Geschäftsführer der Aktionsgemeinschaft Soziale Marktwirtschaft und Fellow am Forschungskolleg normative Gesellschaftsgrundlagen (FnG) der Universität Bonn. doerr@wiwi.uni-siegen.de

### OLAF KOWALSKI

ist studierter Jurist sowie Doktorand und Geschäftsführer am FnG der Universität Bonn. olafkowsk@uni-bonn.de

41 Vgl. Art. 87 und 89 SRÜ.

42 So auch Fateh (Anm. 38), S. 912.

43 Art. 87 Abs. 1 Satz 1 SRÜ.

44 Vgl. Art. 87 Abs. 1 Satz 3 Buchstabe d SRÜ.

45 Art. 121 und 60 Absatz 8 Satz 2 SRÜ, vgl. Alexander Proelß/Rainer Lagoni, Kapitel 3. Festlandsockel und ausschließliche Wirtschaftszone, in: Graf Vitzthum (Anm. 35), S. 161–286, hier S. 277 und S. 255 ff.

46 Art. 87 Abs. 1 Satz 2, Satz 3 Buchstabe d SRÜ.

47 Wolfrum (Anm. 35), S. 324.

48 Vgl. dazu Fateh (Anm. 38), S. 912, 918 f.; Megan Binder, Taking to the Sea: The Modern Seasteading Movement in the Context of Other Historical Intentional Communities, in: *Indiana Journal of Global Legal Studies*, 2/2016, S. 765–794, hier S. 790 f.

49 Vgl. Fateh (Anm. 38), S. 914 f.

50 Art. 136 SRÜ; vgl. Wolfrum (Anm. 35), S. 324; Proelß/Lagoni (Anm. 45), S. 250 ff.

51 China Miéville, Floating Utopias: Freedom and Unfreedom of the Seas, in: Mike Davis/Daniel Bertrand Monk (Hrsg.), *Evil Paradises. Dreamworlds of Neoliberalism*, New York–London 2007, S. 251–261, S. hier S. 254.

52 Vgl. Bergmann (Anm. 37), S. 22 ff.

53 John Gillis, *Islands of the Mind. How the Human Imagination Created the Atlantic World*, New York 2004, S. 1.

54 Vgl. H. G. Wells, *A Modern Utopia*, London 1905, S. 60.

# RAUSCH UND REBELLION IM SÜDATLANTIK

## St. Helena und das Zeitalter der Revolutionen

*Felix Schürmann*

Und was, wenn João da Nova einen anderen Kurs befohlen hätte? Wenn seine Schiffe nicht auf dieses schroffe Felsungetüm gestoßen wären, das sich so einsam, so unwirklich aus dem Südatlantik erhebt? Was, wenn St. Helena erst zwei oder drei Jahrhunderte später entdeckt worden wäre, wie manche Insel im Pazifik? Was hätte es für die Geschichte globaler Verflechtungen bedeutet, in der dieser Ort als Drehscheibe des Schiffsverkehrs, als ökologisches Laboratorium und als imperial-strategischer Achsenpunkt lange eine bedeutende Rolle spielen sollte?

St. Helena, rund 120 Quadratkilometer klein, ist einer der entlegensten bewohnten Orte der Erde. Bis Afrika sind es knapp 2000 Kilometer, bis Südamerika mehr als 3000. Selbst die nächstgelegene Insel, Ascension, liegt mehr als 1000 Kilometer entfernt. Führt man sich vor Augen, dass der südatlantische Ozean viele Millionen Quadratkilometer umspannt und eine Insel bestenfalls aus 60 Kilometern Entfernung sichtbar ist, so erscheint es als Zufall von grotesker Unwahrscheinlichkeit, dass schon die dritte Expedition, die die portugiesische Krone um das Kap der Guten Hoffnung nach Indien schickte, auf diesen Ort stieß.

Seit jenen Tagen von 1502 – das genaue Datum ist ungewiss –, bildete sich um die Insel ein Netz zunehmend global dimensionierter Beziehungen und Bedeutungen heraus, in deren Licht sich das Apodiktum des Historikers Jürgen Osterhammel, wonach St. Helena „erst durch den verbannten Napoleon eine historische Existenz“ erhielt,<sup>01</sup> stark relativiert. In der nachfolgenden Skizze über die Geschichte der Insel von ihrer Entdeckung bis zum Vorabend der Ankunft des französischen Ex-Kaisers 1815 umreißt ich einige dieser Beziehungen und Bedeutungen, um auszuleuchten, zu welchen Einsichten in großräumige Verflechtungen ein dezentrierender

Blick auf eine vermeintlich periphere Insel im globalen Süden verhelfen kann. Im Mittelpunkt steht das Zeitalter der atlantischen Revolutionen – hier verstanden in einem weiten Sinne als Zeitraum von der englischen Glorious Revolution 1688 bis zu den lateinamerikanischen und europäischen Revolutionen des frühen 19. Jahrhunderts –, in dem lokale, britisch-imperiale und atlantisch-weltregionale Entwicklungen auf St. Helena eine intime Verbindung eingehen sollten.

### OASE IM OZEAN

Ähnlich wie mit dem Anbeginn der historischen Existenz eines Ortes verhält es sich mit dem Begriff seiner Entdeckung: Die dafür konstitutiven Annahmen sind abhängig von Paradigmen und Perspektiven. Für die Sichtung von St. Helena durch da Novas Expedition mag der Ausdruck insofern passen, als nach allem, was bekannt ist, tatsächlich nie zuvor Menschen auf der Insel gelebt oder sie per Schiff erreicht hatten.<sup>02</sup> Aus portugiesischer Sicht prädestinierte die Lage der Insel auf der Route zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und den Kapverden sie zum Sammelpunkt für zersprengte Konvois, zur Raststätte für entkräftete Seeleute und zur Proviantstation. Auf dem Hinweg mussten gerade Rahsegler wie die portugiesischen Karacken, die nur wenig Höhe laufen konnten, im stetigen Südostpassat beträchtliche Umwege fahren, wollten sie St. Helena aufsuchen. Im Zeitalter der Segelschiffe sollte die Insel deshalb weit häufiger von Süden her angesteuert werden als von Norden.<sup>03</sup>

Bis ins späte 16. Jahrhundert fanden sich fast ausschließlich portugiesische Schiffe vor St. Helena ein. Von einer Bucht im Nordwesten aus bunkerten sie Frischwasser und Fruch-

te. Wie auch auf anderen Atlantikinseln setzten Seeleute Ziegen, Rinder, Schweine und Hühner aus, die sich frei vermehren und nachfolgenden Schiffsmannschaften als Fleischlieferanten dienen sollten. Anders aber als etwa auf Madeira oder São Tomé errichteten die Portugiesen keine Siedlungen. Gleichwohl blieben bei Zwischenhalten häufig Menschen zurück – desertierte Seeleute, ausgesetzte Kranke, geflohene Sklavinnen und Sklaven –, von denen manche sich einfache Häuser bauten.<sup>04</sup> Jeweils temporär lebten außerdem Männer auf St. Helena, die bei Zwischenhalten zum Anpflanzen von Obstbäumen und Kräutern zurückgelassen wurden und mit dem nächsten Schiff weiterreisten. 1588 traf der englische Freibeuter Thomas Cavendish hier ein, als er mit seiner *Desire* die Welt umsegelte. Seine Visite erwies sich insofern als folgenreich, als der Bericht darüber die Existenz St. Helenas über das portugiesische Handelsimperium hinaus breiter bekannt machte. Noch größere Verbreitung fand ab 1595 ein in fünf Sprachen erschienenes Buch des holländischen Kaufmanns Jan Huygen van Linschoten, das die – bis dato teils geheim gehaltenen – Routen und Anlaufstationen der portugiesischen Seefahrt enthüllte.<sup>05</sup>

Dadurch animiert, liefen ab den 1590er Jahren auch Handelsfahrer der übrigen expandierenden Mächte Europas St. Helena an. Englische und niederländische Kriegsschiffe ließen die Vulkanfelsen zur Kulisse mancher Seeschlachten werden; unweit der Küste lässt sich das Wrack der 1613 versenkten *Witte Leeuw* noch heute beim Tauchen beschauen. Den Machtkämpfen der Handelsimperien fiel auch die rudimentäre Siedlung zum Opfer. Ob nach deren Verwüstung im frühen 17. Jahrhundert noch Menschen auf der Insel lebten, ist fraglich. Die portugiesische Ostindienflotte, die unschwer auf Häfen an der West-

und Ostküste Afrikas ausweichen konnte, mied St. Helena fortan. Auch Spanier fanden sich in Anbetracht der Gefahr von Hinterhalten kaum hier ein. Während die Pflanzungen nach und nach verkamen, vermehrten sich die angesiedelten Tiere in großer Zahl – auch Hunde, Katzen und Ratten waren mit Seeleuten zwischenzeitlich nach St. Helena gelangt. Gravierende ökologische Veränderungen verursachten vor allem die Ziegen, indem sie die Bodenvegetation von Wäldern abfraßen und so deren zyklische Verjüngung verhinderten. Obschon also die Insel in den 150 Jahren nach ihrer Entdeckung vom Handelsimperialismus zwischenzeitlich vergessen wurde, hinterließ der ökologische Imperialismus hier bereits tiefe Spuren.<sup>06</sup>

### KRONE, KOMPANIE, GOUVERNEUR

Blickt man vom Meer auf die Steilhänge, die St. Helena nach allen Seiten einfassen, wundert man sich über das lange Zögern der wachsenden Handelsimperien Europas, diese Insel als Seefestung an sich zu reißen. Der früheste Besitzanspruch, erhoben erst 1633 von der niederländischen Republik der Sieben Vereinigten Provinzen (ein Vorläufer des heutigen niederländischen Staates), blieb mangels Durchsetzung ohne Folgen. Erst 1659 endete die Herrenlosigkeit von St. Helena, als eine Flotte der „English East India Company“ die Insel zu englischem Besitz erklärte. Unterbrochen nur von einer kurzzeitigen Besetzung durch die Niederländer Anfang der 1670er Jahre ist sie das bis heute.<sup>07</sup>

Im Herrschaftsbereich der Kompanie, die ein Monopol für den Handel zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und der Magellanstraße sowie hoheitliche und militärische Befugnisse über ihre überseeischen Gebiete besaß, war St. Helena der nächstgelegene Kolonialbesitz zu ihrem wichtigsten Handelsposten Bombay. Auf dem langen Seeweg von dort nach England kam der Insel zuvorderst die Funktion zu, die erschöpften Mannschaften der Ostindienflotte mit Proviant zu versorgen.

In einem Tal der Nordwestküste, das schon die Portugiesen genutzt hatten, errichteten die

**01** Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt*, München 2009, S. 213.

**02** Vgl. Harold Livermore, *Santa Helena, A Forgotten Portuguese Discovery*, in: Jorge Martins Ribeiro/Francisco Ribeiro da Silva/Helena Osswald (Hrsg.), *Estudos em homenagem a Luís António de Oliveira Ramos*, Porto 2004, S. 623–631.

**03** Vgl. Trevor W. Hearl, *St Helena Britannica*, London 2013, S. 63–75.

**04** Vgl. Philip Gosse, *St. Helena, 1502–1938*, London 1938, S. 4–11; Richard Grove, *Green Imperialism*, Cambridge 1995, S. 96.

**05** Vgl. Hearl (Anm. 3), S. 16f.

**06** Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 22–36.

**07** Vgl. Stephen A. Royle, *The Company's Island*, London 2007, S. 15–19.

Engländer rasch Gebäude – zuvorderst ein Fort in Ufernähe, das auch als administratives Zentrum diente. An seinem Fuße entstand eine Siedlung mit Unterküften und Warenlagern, die die Kompanie zu Ehren des Duke of York, dem späteren König James II., „Jamestown“ nannte. Als Bedienstete für ihr Personal und die nur mühsam aus England gewonnenen Siedler und Siedlerinnen – im Jahr 1665 zusammen 30 Männer und 23 Frauen – verschleppte die Kompanie Sklaven und Sklavinnen hierher, zunächst wohl von der Ostküste Afrikas oder von Madagaskar.<sup>08</sup> Zum Aufbau einer Landwirtschaft setzte sie vor allem auf Soldaten, denen sie nach dem Ausscheiden aus dem Militär ein bäuerliches Leben im Innern von St. Helena antrug. Auch sollte die gezielte Anwerbung lediger Frauen St. Helena für auswanderungswillige Engländer attraktiv machen. In den 1680er Jahren hatte sich die Bevölkerung auf schätzungsweise 500 Siedler und Siedlerinnen und 200 Sklaven und Sklavinnen vergrößert. Weil aber die landwirtschaftlichen Erträge weit hinter den Erwartungen zurückblieben – nicht zuletzt aufgrund der inzwischen immensen Rattenpopulation –, mussten eintreffende Schiffe die Insel ihrerseits mit Lebensmitteln versorgen. In den ersten Dekaden seiner Existenz erwies sich der zur Kolonie gewordene Versorgungsposten als maximal dysfunktional.<sup>09</sup>

Weil die Kompanie das englische Rechtssystem für einen insularen Mikrokosmos als ungeeignet erachtete, erließ sie 1681 eigene, an der Verwaltung von Bombay orientierte „Lawes and Constitutions“. Viele Bestimmungen zielten auf die Erzwingung einer protestantischen Verhaltensmoral ab; unter Strafe standen beispielsweise Unreinlichkeit, Fluchen, Zügellosigkeit, Unzucht sowie als frevelhaft beurteilte Spiele wie Kegeln. Aufgrund der großen Distanz waren die Interventionsmöglichkeiten seitens der Kompanieführung jedoch eingeschränkt, und so genoss der jeweilige Gouverneur, den die Direktion zur politischen Steuerung entsandte, zumindest nominell einen hohen Gestaltungsspielraum – zumal er auch dem Gericht der Insel vorsah.<sup>10</sup>

Da sich aber die Siedlerbevölkerung mehrheitlich stärker mit der Krone als mit der Kom-

panie identifizierte und Zweifel an der Rechtmäßigkeit der „Lawes and Constitutions“ durchaus angebracht waren, galt es auf St. Helena zumindest unter Weißen weithin als lässlich, sich nicht an die Ordnung zu halten. Eine hedonistische Kultur bildete sich vor allem in Jamestown heraus. Tanz und Theater, Prostitution und Prügeleien, Musik und exzessives Trinken trugen dem Hafen unter Seeleuten bald den Ruf eines Freudenhauses im Südatlantik ein. Der Gerichtshof brachte einen erheblichen Teil seiner Sitzungen mit der Verhandlung von Ehebruch, Polygamie, Sodomie und weiteren Sexualdelikten zu. Obwohl Frauen für außereheliche Sexualität teils schwer bestraft wurden und ihnen selbst für „Faulheit“ oder „Tratscherei“ Auspeitschung und Wasserfolter drohten, verdingten sich nicht wenige als Prostituierte und befriedigten so die anhaltend hohe Nachfrage nach käuflichem Sex durch Seeleute und Soldaten.<sup>11</sup>

## KONFLIKT UND DISZIPLINIERUNG

Nicht zuletzt aufgrund dieser als Moralverfall gedeuteten Zustände erwog die Kompanie im frühen 18. Jahrhundert, St. Helena aufzugeben und die Bevölkerung nach Mauritius umzusiedeln. Indes trug sie durchaus selbst zu den von ihr beklagten Problemen bei, indem sie den Einfuhrhandel mit alkoholischen Getränken als potenzielle Einnahmequelle förderte.<sup>12</sup>

Den größeren Anteil an der Entstehung einer alkoholexzessiven Kultur trugen jedoch Siedler und Soldaten. Im Zuge verschiedener, durchweg gescheiterter Versuche, St. Helena durch den Anbau von *Cash Crops* in ein südatlantisches Barbados zu verwandeln, hatten sie sich Techniken der Destillation von Zuckerrohrmelasse und Kartoffeln angeeignet. Noch vor Weinbränden und Bier avancierte der daraus vor Ort gebrannte Arrak zur am weitesten verbreiteten Spirituose. Arrak destillierte man in so großen Mengen, dass die Obrigkeiten das dabei verfeuerte Holz bereits in den 1690er Jahren als maßgeblichen Faktor

<sup>08</sup> Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 49f.; Royle (Anm. 7), S. 176.

<sup>09</sup> Vgl. ebd., S. 23–29, S. 73–83, S. 176.

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 35–43, S. 56–65.

<sup>11</sup> Vgl. Kathleen Wilson, *Rethinking the Colonial State: Family, Gender, and Governmentality in Eighteenth-Century British Frontiers*, in: *The American Historical Review* 5/2011, S. 1294–1322, hier S. 1307–1312.

<sup>12</sup> Vgl. ebd., S. 1312; Royle (Anm. 7), S. 63.

für die fortschreitende Entwaldung der vormals dicht mit endemischen Bäumen bewachsenen Insel identifizierten.<sup>13</sup>

Jene Entwaldung hatte die Kompanie, die nach der Vereinigung von England und Schottland 1707 „British East India Company“ hieß, mit ihren agrarwirtschaftlichen Experimenten anfangs selbst vorangetrieben. Neben Engpässen bei der Versorgung mit Feuerholz und Baumfrüchten führte das zu einer verhängnisvollen Bodenerosion. Ohne Baumschutz fielen die Feldpflanzen Wind und Sonnenstrahlung zum Opfer. Abgetragene Erde verschmutzte das Wasser der Flüsse, bei starkem Regen stürzten verheerende Fluten von den baumlosen Hängen. Um Hungersnöte abzuwenden und die Verfügbarkeit von Holz für Schiffsreparaturen sicherzustellen, ergriff die Kompanie bereits ab den 1670er Jahren Maßnahmen zum Schutz der verbliebenen Wälder – und beschwor damit Konflikte mit der Siedlerbevölkerung herauf, die ihr Vieh in Ermangelung von Alternativen dort weiden ließ.<sup>14</sup>

Die wechselseitige Kumulation von ökologischen und sozialen Problemen setzte sich bis zu einer 1794 eingeleiteten Wiederaufforstung fort. In diesen mehr als einhundert Jahren beschäftigten Fragen des Schutzes von Holz- und Wasserressourcen die Regierung so beharrlich wie sonst nur die Aufrechterhaltung der moralischen Ordnung. Die aus der Einsicht in den Nachhaltigkeitszwang einer insularen Agrarökonomie unternommenen Schritte – darunter das Einhegen von Waldgebieten und das systematische Abschießen von Ziegen – zählen zu den frühesten Naturschutzmaßnahmen der Geschichte. Als Blaupausen für Naturpolitiken und Umweltbewusstsein in anderen Weltregionen sind sie von hoher globalhistorischer Relevanz.<sup>15</sup>

Ihre Herrschaft legitimierte die Kompanie aus dem Freibrief der Krone. Die anhaltenden Schwierigkeiten in der Steuerung kolonisierter Territorien resultierten nicht zuletzt aus den dadurch geöffneten Spannungsfeldern: Über Loyalitäts- und Subordinationsprobleme aufseiten der Siedlergesellschaft hinaus standen mitunter wirtschaftliche Interessen der Kompanie in Konflikt

mit ihrer Funktion als verlängerter Arm britischer Politik und Kriegführung in Übersee.<sup>16</sup>

Neben der Überlagerung normativer Imperative verlieh insbesondere die Präsenz afrikanischer Sklaven und Sklavinnen St. Helena den Charakter eines kolonialen Grenzraums. In Abwesenheit einer indigenen Bevölkerung bildeten allein sie das ethnisch Andere der Siedlerbevölkerung. Die Grausamkeit, mit der die Obrigkeiten Sklaven und Sklavinnen zu disziplinieren suchten, erschütterte selbst weit herumgekommene Beobachter. Bereits der Versuch, Hand an einen Weißen anzulegen, wurde mit Kastration geahndet. Auf Frechheit stand Auspeitschung, auf Widersetzlichkeit Brandmarkung, auf Einbruch Hinrichtung. Weil es Sklaven und Sklavinnen zumindest bis 1786 ausnahmslos verboten war, vor Gericht gegen Weiße auszusagen, waren sie Misshandlungen, Vergewaltigungen oder auch falschen Beschuldigungen schutzlos ausgeliefert.<sup>17</sup>

## PUTSCH UND PUNSCH

Wie in anderen Kolonien, in denen die versklavte Bevölkerung räumlich zerstreut lebte, kam es auf St. Helena nie zu einer größeren Sklavenerhebung. Die ernstere Bedrohung für die Kompanieherrschaft ging von den Soldaten aus, die der Monotonie ihres Alltags bevorzugt mit Arrak begegneten. Nach dem Beginn der englischen Kolonialkriegführung 1688 vergrößerte die Kompanie die hiesige Garnison nach und nach von 105 Männern im Jahr 1706 auf 1250 im Jahr 1811.<sup>18</sup>

Zu einer ersten Auflehnung aus Reihen des Militärs war es bereits Anfang 1674 gekommen. Durch einen Putsch ersetzte eine Soldatengruppe Gouverneur Richard Keigwin durch den Offizier Curd. Als im April ein Ostindienkonvoi eintraf, fanden die Kapitäne Curd in einem misslichen Zustand vor („sehr betrunken, konnte kein Wort für sich selbst sagen, heulte bloß wie ein Kind“) und hoben Keigwin wieder ins Amt.<sup>19</sup> Den Anlass für die nächste, weit folgenreichere Erhebung bildete im Oktober 1684 eine Verban-

**13** Vgl. ebd., S. 63; Grove (Anm. 4), S. 109.

**14** Vgl. ebd., S. 96–109.

**15** Vgl. ebd., S. 110–125.

**16** Vgl. Royle (Anm. 7), S. 103f.

**17** Vgl. ebd., S. 93–97; Wilson (Anm. 11), S. 1311.

**18** Vgl. Hudson R. Janisch, *Extracts from the St. Helena Records*, St. Helena 1885, S. 217; Royle (Anm. 7), S. 176.

**19** Vgl. Royle (Anm. 7), S. 113f. *Englisches Originalzitat*: „Very drunk could not say a word for himself but cried like a child.“

nungsstrafe für einen Soldaten, der erklärt hatte, er sei Untertan der Krone, nicht der Kompanie. Eine Woche nach der Verhandlung griff eine Gruppe von rund 50 teils betrunkenen Soldaten und Siedlern das Fort an, um den Verurteilten zu befreien und die Regierung zu stürzen. Der Festungsturm zerschellte an der Gegenwehr der Wache. In der Folge verurteilte das Gericht neun Soldaten und 16 Siedler zu Todes-, Haft- und Verbannungsstrafen. Hartnäckige Proteste von Witwen der Exekutierten sollten die Kompanie noch über Jahre beschäftigen – und zeigen, dass die Insel durch die Urteile mitnichten zur Ruhe gekommen war.<sup>20</sup>

Als in dieser Gemengelage um 1690 Nachrichten über die Revolution in England St. Helena erreichten, hatte ein Mangel an Lebensmitteln und Kleidung die Unzufriedenheit potenziert. Zunächst äußerte sich das in einer Zunahme von Fluchtversuchen und Aufstandsgerüchten; auch die Verbrennung eines der Zauberei beschuldigten Sklaven Anfang 1693 lässt sich als Ausdruck verschärfter Spannungen deuten.<sup>21</sup> Als wenig später das Handelsschiff *Francis and Mary* vor Jamestown ankerte, verschworen sich 15 Soldaten unter Führung des Wachdienstoffiziers Henry Jackson zur gemeinschaftlichen Flucht. Einem minutiös ausgearbeiteten Plan folgend, erschossen sie in der Nacht auf den 22. April Gouverneur Joshua Johnson, besetzten das Fort und riegelten mit einem Dutzend spontan gewonnener Unterstützer die Stadt ab. Mit gefälschten Befehlen lockten sie leitende Kompaniebedienstete zum Fort und sperrten sie – als demütigende Geste, wie man annehmen darf – in den Sklavenkerker. Nachdem sie den Geldbestand geplündert und alle Kanonen vernagelt hatten, die ihnen hätten gefährlich werden können, kaperten sie das Schiff und segelten ins Morgenlicht. Vier der Meuterer befanden sich da noch an Land; das Gericht verurteilte sie zum Tod durch den Strang.<sup>22</sup>

Befeuert durch weitere Fälle von Gehorsamsverweigerung griff infolge der Jackson-Verschwörung eine Revolutionsangst in der Führungselite von St. Helena um sich. Ohne

diesen Umstand ließe sich ihre heftige Reaktion auf ein Gerücht vom November 1694 wohl nicht erklären. Einer unverbürgten Beschuldigung der Sklavin Annah zufolge plante eine Gruppe von Sklaven, ihre Herren zu töten, das Fort zu besetzen und nach dem Vorbild der Meuterer um Jackson ein Schiff zu kapern. Noch in der Nacht, in der Gouverneur Richard Kellinge – der Nachfolger des bedauernswerten Johnson – davon erfuhr, ließ er alle Sklaven der Insel im Fort inhaftieren. Elf verängstigte, als Hauptverschwörer beschuldigte Männer madagassischer Herkunft gestanden vor einer eilends gebildeten Siedlerjury rundheraus alles, was man ihnen vorwarf, und wurden zum Tode verurteilt. Als Anführer bekannte sich der Sklave Jack. Zu seinen Plänen sei er durch Nachrichten über Sklavenerhebungen in anderen Weltteilen animiert worden, so bekundete er – und nahm dabei womöglich Bezug auf den Aufstand auf Jamaika von 1673.<sup>23</sup>

Die in dieser Aussage aufscheinenden Bezüge zu Unruhen in anderen Weltteilen verdienen nähere Beachtung. Denn obwohl die Kolonialmächte genau das zu verhindern suchten, verbreiteten sich Nachrichten über Aufstände im Zeitalter der Revolutionen rasch bis in den entlegensten Winkel der atlantischen Welt. Dafür entscheidend war oft die mündliche Übermittlung von Wissen und Informationen durch subalterne, oft hoch mobile Akteure insbesondere in Hafenträumen.<sup>24</sup> Auf St. Helena bildeten die Punschhäuser von Jamestown den Nukleus dieser Kommunikation. In jenen Gaststätten mischte man Arrak oder auch Rum mit Wein, Zucker und Früchten zu hochprozentigen Punschen.<sup>25</sup> Hier kamen Seeleute auf Landgang, Garnisons- und Marinesoldaten wie auch Prostituierte und Siedler ins Gespräch.

Lange erachteten die Obrigkeiten die Punschkultur als förderungswürdig und verfügten Preisobergrenzen für Punsch, um Verteuerungstendenzen entgegenzuwirken. Schank- und Weiterverkaufslizenzen, wie sie die Regierung

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 114–122, S. 186; Janisch (Anm. 18), S. 89.

<sup>21</sup> Vgl. ebd., S. 51–53.

<sup>22</sup> Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 105–108; Royle (Anm. 7), S. 122–125; St. Helena Government Archives (nachfolgend SHA), St. Helena Records 1693–1696, S. 1–9, S. 22–35.

<sup>23</sup> Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 108f.; Janisch (Anm. 18), S. 59–61; Royle (Anm. 7), S. 97–99; SHA St. Helena Records 1693–1696, S. 237–260.

<sup>24</sup> Vgl. Peter Linebaugh/Marcus Rediker, *The Many-Headed Hydra*, Boston 2000; Julius S. Scott, *A Common Wind: Afro-American Organization in the Revolution against Slavery*, London–New York 2018, i.E.

<sup>25</sup> Vgl. etwa Gosse (Anm. 4), S. 120.

von den *punchmen* verlangte, dienten der Generierung von Einnahmen, nicht der Regulierung von Konsum. „Seltsamerweise hat in letzter Zeit exzessives Trinken von Arrak unter all den Leuten um sich gegriffen“, wunderte sich 1713 die Kompaniedirektion in London. Ihr gegenüber rechtfertigte sich Gouverneur Pyke vier Jahre später, in Anbetracht der klimatischen Bedingungen sei der Konsum starker Alkoholika auf St. Helena unausbleiblich und auch durchaus ratsam.<sup>26</sup>

Als Pyke diese Aussage traf, hatte die lange schon hohe Mortalität auf der Insel die exorbitante Rate von jährlich zehn Prozent erreicht. Einen Zusammenhang von Sterblichkeit und Trinkverhalten gestand die Regierung zwar ein – begründete ihn aber mit der schlechten Qualität des Trinkwassers.<sup>27</sup> Triftigere Hinweise zur Erklärung der enormen Sterblichkeit finden sich in den Aufzeichnungen über die Gerichtsverhandlungen jener Jahre, in denen sich die exzessive Trinkkultur von St. Helena beständig offenbart. In einer Verhandlung von 1723 etwa bekundete der Beschuldigte, täglich zwei bis dreieinhalb Liter hochprozentige Spirituosen zu trinken.<sup>28</sup>

Eine alkoholbedingte hohe Sterbe- und Krankheitsrate wie auch Gehorsamsverweigerung, Sexualdelikte und Gewaltverbrechen im Zusammenhang mit Alkoholexzessen beschäftigten die Obrigkeiten in den nachfolgenden Dekaden beharrlich.<sup>29</sup> Ein neuerlicher Umsturzversuch ereignete sich allerdings erst im Nachklang der Amerikanischen Revolution – und folgte nicht zufällig auf einen Wandel der Alkoholpolitik der Regierung. Nach Fällen von Befehlsverweigerung und Desertion, Gerüchten um eine Sklavenverschwörung und Spekulationen über bevorstehende Ausschreitungen von Seeleuten und Soldaten untersagte Gouverneur Daniel Corneille Militärangehörigen 1783 den Zutritt zu den Punschhäusern. Alkoholische Getränke sollten Soldaten fortan allein in der kontrollierten Umgebung der Garnisonskantine erstehen dürfen – nur zu bestimmten Zeiten, in begrenzten Tagesrationen, ohne Räume

für Trinkgelage.<sup>30</sup> Über Weihnachten protestierten Soldaten gegen die Regelung, Corneille blieb unnachgiebig.

Am 27. Dezember versuchten 200 betrunkene Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten, sich der Geschützbatterie oberhalb von Jamestown zu bemächtigen – sie hätte ihnen zur Kontrolle über die gesamte Stadt verholfen. Durch Zugeständnisse gelang es Corneille zunächst, die Männer zum Rückzug zu bewegen. Doch obwohl den Soldaten am 29. Dezember der Zugang zu den Punschhäusern wieder erlaubt wurde, unternahm die meuternde Gruppe am selben Tag einen weiteren Versuch, gewaltsam eine Kanonenstellung zu besetzen – diesmal die des Alarmhauses im Südosten von Jamestown. Um die Stellung entbrannte ein nächtliches Gefecht, das loyale Truppenteile für sich entscheiden konnten. Von den 99 Todesurteilen, die das Gericht in der Folge verhängte, wurden letztlich nur zehn vollstreckt. Corneille, der seine restriktive Linie nicht hatte durchsetzen können, verließ die Insel.<sup>31</sup>

Zur Ruhe kam St. Helena nach der Weihnachtsmeuterei von 1783 nicht. Zu einer weiteren Rebellion sollte es jedoch erst 1811 kommen, als die Regierung nach langer Untätigkeit erneut gegen den exzessiven Alkoholkonsum vorging – motiviert durch einen weiterhin exorbitant hohen Stand alkoholbedingter Krankheits- und Todesfälle im Militär. Gouverneur Alexander Beatson verbot die Einfuhr von Rum, verteuerte weitere Alkoholika durch Handelsbeschränkungen, entzog Spirituosengeschäften die Lizenzen und rationierte die Abgabe von Wein und Bier an Soldaten.

Das Zusammenfallen dieser Maßnahmen mit einem akuten Mangel an Brot und Reis war ihrer Popularität nicht eben förderlich: Am 22. Dezember prangte die von Unbekannten aufgemalte Botschaft „A hot dinner and a bloody supper“ an der Kirche von Jamestown. In der Nacht auf Heiligabend machten sich 250 Soldaten des Infanteriekorps auf den Weg zur Sommerresidenz Beatsons, um ihn von der Insel zu jagen. Alarmiert durch vorausgegangene Warnungen hatte der Gouverneur allerdings 130 schwer bewaffnete Milizionäre im Haus und seiner Umgebung

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 134f.; Janisch (Anm. 18), S. 37, S. 117, S. 120f., S. 144f. Englisch Originalzitat: „Excessive drinking of Arrack has grown upon all the people strangely of late.“

<sup>27</sup> Vgl. Janisch (Anm. 18), S. 134.

<sup>28</sup> Vgl. ebd., S. 152, S. 167.

<sup>29</sup> Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 196; Janisch (Anm. 18), S. 113, S. 152, S. 233.

<sup>30</sup> Vgl. SHA Letters to England 1785–1789, 20.01. und 3.7.1786.

<sup>31</sup> Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 206–210; Janisch (Anm. 18), S. 202f.

stationiert. Als die Meuterer bei Tagesanbruch deren überlegener Position gewahr wurden, gaben sie rasch auf. Gegen mutmaßliche Rädelsführer verhängte das Gericht zwölf Todesurteile, von denen sechs noch am ersten Weihnachtstag vollstreckt wurden.<sup>32</sup>

### MENTALITÄTEN DES GRENZRAUMS

Der auf St. Helena beobachtbare Konnex zwischen einer kolonialen Grenzraumkonstellation, einer alkoholexzessiven Alltagskultur und einer vergleichsweise hohen Bereitschaft zu Gehorsamsverweigerung und Insurrektion verdient eine eingehendere Betrachtung, als sie an dieser Stelle geleistet werden kann. Die Bedeutung von Alkohol und anderen rauscherzeugenden Substanzen in Kolonialimperien ist bislang vor allem hinsichtlich der Produktion, Verbreitung und insbesondere der politischen Regulation untersucht worden.<sup>33</sup> In ihren kultur-, mentalitäts- und gerade auch emotionsgeschichtlichen Dimensionen ist die Verbindung, die Rausch und Rebellion im Zeitalter der Revolutionen in vielen Teilen der atlantischen Welt eingingen, indes erst in Ansätzen beforscht.<sup>34</sup> Diese Verbindung zu verstehen erfordert meines Erachtens einen erweiterten Begriff von Rausch, der Überschreitungsmomente im Befinden, Erfahren und Handeln historischer Akteure nicht allein im Zusammenhang von Substanzgebrauch zu erkennen sucht. So kennt die Forschung zur Geschichte siedlerkolonialer *Frontier*-Gesellschaften etwa in Südafrika und Australien auch erschütternde Phänomene kollektiven Gewaltrauschs, die in vergleichender Zusammenschau die Annahme bekräftigen, dass Grenzräume kolonialer Herrschaft spezi-

fische Dispositionen für Grenzüberschreitungen hervorbrachten.<sup>35</sup>

In diesen Zusammenhängen betrachtet, verweisen die Vorgänge auf St. Helena auf die im Kern schon vom US-Historiker Frederick Jackson Turner aufgeworfene Frage, inwiefern Grenzräume distinktive Mentalitäten und Subjektivitäten herauszubilden vermochten.<sup>36</sup> Eine überzeugende Antwort darauf bedürfte freilich einer imperienübergreifenden Perspektive, die Rauschkulturen in zeitlich und weltregional verschiedenen Grenzraumkonstellationen in den Blick nimmt. Für ein solches Unterfangen kann sich ein insularer Kleinraum wie der von St. Helena, in dem sich in Anbetracht seines mikrokosmischen und laboratorischen Charakters zentrale Aspekte von Imperialität verdichtet studieren lassen, als tragfähiger Baustein erweisen.

Für wertvolle Anmerkungen und Hinweise zu diesem Beitrag danke ich Bernhard Gißibl.

**32** Vgl. Gosse (Anm. 4), S. 247–254; SHA St. Helena Records 1811–1812, 23.12. und 30.12.1811, 4.1.1812.

**33** Vgl. u. a. James H. Mills/Patricia Barton (Hrsg.), *Drugs and Empires*, Basingstoke 2007; Jessica R. Pliley/Robert Kramm/Harald Fischer-Tiné (Hrsg.), *Global Anti-Vice Activism, 1890–1950*, Cambridge 2016.

**34** Vgl. u. a. Noelle Plack, *Drinking and Rebellious: Wine, Taxes and Popular Agency in Revolutionary Paris, 1789–1791*, in: *French Historical Studies* 3/2016, S. 599–622; Frederick H. Smith, *Caribbean Rum*, Gainesville 2005.

**35** Vgl. zuletzt Ulrike Jureit (Hrsg.), *Umkämpfte Räume*, Göttingen 2016.

**36** Vgl. Frederick Jackson Turner, *The Frontier in American History*, Madison 1894.

### FELIX SCHÜRMANN

ist promovierter Historiker und wissenschaftlicher Mitarbeiter der Abteilung für Universalgeschichte am Leibniz-Institut für Europäische Geschichte in Mainz.

[schuermann@ieg-mainz.de](mailto:schuermann@ieg-mainz.de)

# KAMPF DER NARRATIVE

## Inseln im Fokus geopolitischer Konflikte

*Hendrik Schopmans*

Der Entdecker Charles Francis Hall befand sich auf einer Expedition zum Nordpol, als er 1871 eine karge Insel im Kennedy-Kanal zwischen Grönland und Kanada erblickte. Hätte Hall seinerzeit geahnt, welch skurriles Schauspiel sich eines Tages um den unbewohnten Felsen abspielen würde, hätte er ihm vielleicht mehr Beachtung geschenkt; so entschied er jedoch lediglich, die bis dato unkartierte Insel nach seinem Expeditionsführer, einem Inuk namens Hans Hendrik, zu benennen, und setzte seine Reise fort. Ein Jahrhundert lang geriet die Hans-Insel daraufhin in Vergessenheit – bis Kanada und Dänemark in den frühen 1970er Jahren beschlossen, den Verlauf der kanadisch-grönländischen Seegrenze auszuhandeln. Als man im Zuge der Verhandlungen auf Karten den winzigen Punkt mit der Bezeichnung Hans-Insel entdeckte, erklärten beide Seiten umgehend ihren Souveränitätsanspruch auf die gerade einmal 1,3 Quadratkilometer große Insel. Entsprechende Rechtfertigungen waren schnell gefunden: Laut Kanada hatte das Vereinigte Königreich die Insel gemeinsam mit seinen anderen arktischen Territorien 1880 an Kanada abgetreten. Dänemark hingegen erklärte, dass die Insel schon seit Jahrhunderten von grönländischen Inuit genutzt und von ihrem Namensgeber Hans Hendrik selbst entdeckt worden sei.<sup>01</sup>

Da zum Abschluss der Verhandlungen 1973 keine Einigung über den Status der Hans-Insel erzielt werden konnte, verständigte man sich darauf, die Souveränitätsfrage zu einem späteren Zeitpunkt beizulegen. Doch das Interesse an der entlegenen Insel war entfacht und in den darauffolgenden Jahren wurde sie zu einem beliebten Anlaufpunkt dänischer und kanadischer Expeditionen. So auch 1984, als der dänische Minister für Grönland-Angelegenheiten, Tom Høyem, die Insel besuchte und neben der Nationalflagge eine Flasche dänischen Schnaps hinterließ. Aus Høyems eigentümlicher Geste entwickelte sich ein Ritual: Bei Besuchen der Insel nahmen Neuankömmlinge die vorhandene

Flagge ab, hissten die eigene, und stellten eine Flasche kanadischen Whisky oder dänischen Aquavit für den nächsten Besucher dazu. Abgesehen von sporadischen diplomatischen Protesten ist der Territorialkonflikt bis heute friedlich verlaufen – und bleibt dennoch ungelöst.

Obgleich der Streit um die Hans-Insel in seiner Absurdität einzigartig sein mag, so ist er gleichzeitig repräsentativ für ein geopolitisches Phänomen, das sich in Meeresgebieten auf der ganzen Welt beobachten lässt: Staaten befinden sich zunehmend im Wettstreit um den Souveränitätsstatus von kleinen, oftmals unbewohnten Inseln. Wie Chinas Konflikt mit seinen Nachbarstaaten im Südchinesischen Meer, der Streit zwischen dem Vereinigten Königreich und Argentinien um die Falklandinseln im Südwestatlantik oder der iranisch-arabische Disput um drei Inseln im Persischen Golf zeigen, beschränken sich dabei jedoch nur wenige der Rivalen auf den höflichen Austausch von Fahnen und Schnapsflaschen. Stattdessen sind viele der Konflikte von militärischen Machtdemonstrationen, nationalistisch getränkten Kampfansagen und sogar gewaltsamen Auseinandersetzungen geprägt. Das hohe Eskalationspotenzial wirft zwei Fragen auf: Welche Interessen liegen den Territorialansprüchen zugrunde? Und warum zeigen sich Staaten selbst bei unbewohnten Felsgruppierungen bereit, militärische Konfrontationen zu riskieren?

### HANDELSWEGE, RESSOURCEN UND TERRITORIALE INTEGRITÄT

Obwohl die Ursprünge der Inselkonflikte durch den jeweiligen geografischen, historischen und politischen Kontext bedingt sind, lässt sich das generelle Interesse an Inseln anhand von drei Faktoren verallgemeinern: So können diese strategischen, wirtschaftlichen und emotionalen Wert haben. Zum einen sehen Küstenstaaten die günstige Lage mancher Inseln als Chance, wichtige Handelsrou-

ten zu sichern und zu kontrollieren. Chinas jüngste Bemühungen, Außenposten auf umstrittenen Inselgruppen im Südchinesischen Meer auszubauen und militärisch aufzurüsten, werden in erster Linie der strategischen Bedeutung des Meeres zugeschrieben: Jedes Jahr werden Güter im Wert von über 5,3 Billionen US-Dollar – fast ein Drittel des globalen Handelsvolumens – entlang von Handelsrouten im Südchinesischen Meer geschifft.<sup>02</sup>

Ein zweiter Anreiz für Staaten, Souveränitätsansprüche auf Inseln jenseits ihrer Küsten zu erheben, ergibt sich durch deren Status unter dem internationalen Seerechtsübereinkommen (SRÜ). Eines der ursprünglichen Ziele des 1982 unterzeichneten Vertrages war es, die Nutzungsrechte von Küstenstaaten klar zu definieren und somit die friedliche Schlichtung von Souveränitätskonflikten in den Weltmeeren zu ermöglichen. Doch rückblickend sind es ausgerechnet die im SRÜ festgelegten Bestimmungen für Inseln, die viele der heute bestehenden Konflikte zusätzlich anfachen. So legt Artikel 121 des Abkommens fest, dass Inseln Ausschließliche Wirtschaftszonen (AWZ) generieren können. Im Klartext heißt das: Wenn ein Staat Souveränität über eine Insel ausübt, werden ihm in einem Umkreis von bis zu 200 Seemeilen umfangreiche Nutzungsrechte für Fisch, Öl, Gas und andere Ressourcen in den umliegenden Gewässern gewährt.<sup>03</sup> Zwar gilt dies laut SRÜ nur für Inseln, die menschliche Besiedlung und Wirtschaftsleben eigenständig aufrechterhalten können – doch in der Praxis hindert das viele Staaten nicht daran, auch in Gewässern rund um karge Felsgruppierungen wirtschaftliche Nutzungsrechte zu beanspruchen.

Darüber hinaus können auch ideelle Faktoren begründen, warum Staaten ihren Anspruch auf umstrittene Inseln mit Nachdruck verteidigen. So verweisen die Staaten in vielen Konflikten auf die bedeutsame Rolle einer Inselgruppe in der eigenen Nationalgeschichte. In solchen Fällen stehen nicht länger wirtschaftliche Nutzungsrechte oder strategische Interessen im Mittelpunkt des Souveränitäts-

streits; vielmehr berührt der Konflikt sensible Fragen der nationalen Identität sowie der territorialen Integrität eines Staates.

Wie die folgenden drei Fallbeispiele aus verschiedenen Regionen der Welt veranschaulichen, lassen sich diese materiellen und ideellen Interessen in der Realität kaum voneinander trennen. Trotz unterschiedlicher Ursachen offenbaren sie eine ähnliche Dynamik: In allen Konflikten bedienen sich politische Akteure historischer Narrative, um ihren Souveränitätsanspruch öffentlich zu rechtfertigen – unabhängig davon, welche Interessen sie verfolgen. In der Folge entbrennt ein Kampf um die Deutungshoheit über die Geschichte der jeweiligen Insel, der durch das Aufgreifen und die Reproduktion nationalistischer Narrative in den Medien und der Bevölkerung zusätzlich angefacht wird. Dabei rückt der eigentlich rechtliche Kern des Streits angesichts aggressiver Rhetorik und symbolträchtiger Handlungen wie dem Errichten der Nationalflagge auf der Insel zunehmend in den Hintergrund.

Dieser in vielen Territorialkonflikten öffentlich ausgetragene Krieg der Worte und Symbole ist auch ein Erklärungsansatz für die zweite der oben genannten Leitfragen – warum selbst Konflikte um scheinbar unbedeutende Felsen ein so großes Eskalationspotenzial bergen. Denn ist ein nationalistisches Narrativ erst einmal als Rechtfertigung für den eigenen territorialen Anspruch angeführt worden, so müssen Politiker nicht nur gegenüber der anderen Konfliktpartei Entschlossenheit demonstrieren, sondern auch vor der eigenen Bevölkerung als unnachgiebige Verteidiger der territorialen Integrität der Nation auftreten. Im Falle eines plötzlichen Einlenkens nach anfänglicher Eskalationsrhetorik riskieren sie andernfalls, durch ihre zunehmend emotionalisierte Anhängerschaft abgestraft zu werden.<sup>04</sup> So sehen sich Politiker gezwungen, von Zugeständnissen abzusehen und jeder Provokation der anderen Konfliktpartei mit Härte zu begegnen.

## SENKAKU/DIAOYU-INSELN

Der Konflikt um das Senkaku-Archipel im Ostchinesischen Meer, das in China die Bezeichnung Diaoyu trägt, rückte erstmals 2012 in den

**01** Vgl. Christopher Stevenson, Hans Offit: The Struggle for Hans Island and the Potential Ramifications for International Border Dispute Resolution, in: Boston College International and Comparative Law Review 1/2007, S. 263–275.

**02** Vgl. Max Fisher, The South China Sea: Explaining the Dispute, 14.7.2016, [www.nytimes.com/2016/07/15/world/asia/south-china-sea-dispute-arbitration-explained.html](http://www.nytimes.com/2016/07/15/world/asia/south-china-sea-dispute-arbitration-explained.html).

**03** Vgl. Robert W. Smith/Bradford L. Thomas, Island Disputes and the Law of the Sea, International Boundaries Research Unit, IBRU Maritime Briefing 4/1998, S. 14.

**04** Vgl. James D. Fearon, Domestic Political Audiences and the Escalation of International Disputes, in: American Political Science Review 3/1994, S. 577–592.

Fokus der Weltöffentlichkeit. Damals kündigte Tokios Gouverneur Ishihara Shintaro an, drei der fünf Senkaku-Inseln aus dem Privatbesitz einer japanischen Familie erwerben zu wollen. China, das in den frühen 1970er Jahren ebenfalls Anspruch auf die Inselgruppe erhoben hatte, fasste die Kaufabsichten Ishiharas als Nationalisierungsversuch auf und protestierte prompt. Einer Gruppe Aktivisten aus Hongkong gelang es, zur Insel zu schwimmen und dort chinesische Fahnen zu schwenken. Als die japanische Regierung im September 2012 schließlich vermeldete, sich mit den Privatbesitzern auf einen Kaufpreis geeinigt zu haben, kippte die Stimmung in China: In mehreren Städten brachen Proteste aus, bei denen aufgebrachte Bürger japanische Geschäfte und Fabriken zerstörten. Obwohl die Inseln heute weiter unter japanischer Kontrolle bleiben, schürt China durch provokante Vorstöße chinesischer Schiffe und Flugzeuge in die Gewässer und den Luftraum um die Inseln immer wieder Ängste vor einer militärischen Konfrontation.

Die Anerkennung des Souveränitätsanspruchs ist vor allem aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten interessant: Die größte der Senkaku/Diaoyu-Inseln erfüllt die im SRÜ festgelegten Kriterien für eine eigene AWZ. Der Staat, der Souveränität ausübt, kann somit ausschließliche Nutzungsrechte für die umliegenden Gewässer beanspruchen.<sup>05</sup> Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass der Disput um die Inseln erstmals in den frühen 1970er Jahren aufflammte, nachdem die Wirtschaftskommission für Asien und Fernost der Vereinten Nationen potenzielle Öl- und Gasvorkommen in der Umgebung der Insel entdeckt hatte.

Um ihren jeweiligen Anspruch zu verteidigen, bedienen sich Japan und China widersprüchlicher Narrative: Japan bestreitet, dass es überhaupt einen Souveränitätskonflikt gibt. Demnach habe das Japanische Kaiserreich die Inselgruppe 1895 als *terra nullius* – also staatsrechtlich herrenloses Gebiet – eingegliedert und anschließend bis 1945 ununterbrochen Kontrolle ausgeübt. Zwar sei die Verwaltung der Inseln nach Ende des Zweiten Weltkriegs zeitweise an die amerikanische Besatzungsmacht abgetreten, doch bereits 1972 wieder an Japan zurückgegeben worden. Beim Kauf der Inseln 2012 habe es sich demnach um eine rein staatsinterne Angelegenheit gehandelt. China hält

dagegen, dass chinesische Seeleute die Diaoyu bereits zu Zeiten der Ming-Dynastie im 14. Jahrhundert entdeckt und sporadisch genutzt hätten. Japan habe die Inseln also nicht als *terra nullius* vorgefunden, sondern sich das umstrittene Gebiet im Zuge seiner imperialistischen Politik zum Ende des 19. Jahrhundert angeeignet. Laut China wurde die unrechtmäßige Übertragung der Inseln an Japan 1895 durch den Vertrag von Shimonoseki besiegelt, dessen Bedingungen die Kolonialmacht einem geschwächten China nach dem Ersten Japanisch-Chinesischen Krieg aufgezwungen habe.

Auch wenn Japans Anspruch aus völkerrechtlicher Sicht legitimer scheint – China kann nicht nachweisen, jemals Kontrolle über die Inseln ausgeübt zu haben – ist dessen Anerkennung durch China unwahrscheinlich. Denn dort haben die umstrittenen Inseln längst Symbolcharakter gewonnen und sich zu einem Sinnbild der Demütigungen durch die japanische Kolonialmacht entwickelt – ein Narrativ, das Medien und Politik gleichermaßen reproduzieren. Beim Kauf der Inseln durch die japanische Regierung sprach das chinesische Außenministerium zum Beispiel von der „Besetzung chinesischen Territoriums“ und drohte, dass „die Tage, in denen die Nation Chinas durch andere schikaniert und erniedrigt wird“, vorbei seien.<sup>06</sup> Vize-Außenminister Zhang Zhijun setzte Japans Politik hinsichtlich der Inselgruppe in direkten Kontext mit anderen emotionalen Streitpunkten in den japanisch-chinesischen Beziehungen, wie etwa der Verleugnung des Nanking-Massakers von 1937 durch Japan.<sup>07</sup> Zudem verteidigte die Zeitung „People’s Daily“, das offizielle Sprachrohr der Kommunistischen Partei, die antijapanischen Proteste als „Impulse patriotischen Eifers“.<sup>08</sup> Angesichts dieses nationalistisch geprägten Narrativs um die Inselgruppe ist ein Einlenken durch Chinas politische Führung unwahrscheinlich, da das einem Legitimitätsverlust in den Augen der eigenen Bevölkerung gleichkäme.

<sup>06</sup> Zit. nach Jessica Weiss, *Powerful Patriots: Nationalist Protests in China’s Foreign Relations*, Oxford 2014, S. 206.

<sup>07</sup> Vgl. Michael Swaine, *Chinese Views Regarding the Senkaku/Diaoyu Island Dispute*, in: *China Leadership Monitor* 41/2013, S. 1–27, hier S. 6.

<sup>08</sup> Vgl. Ian Johnson/Thom Shanker, *Beijing Mixes Messages Over Anti-Japan Protests*, 16. 9. 2012, [www.nytimes.com/2012/09/17/world/asia/anti-japanese-protests-over-disputed-islands-continue-in-china.html](http://www.nytimes.com/2012/09/17/world/asia/anti-japanese-protests-over-disputed-islands-continue-in-china.html).

<sup>05</sup> Vgl. Anna Costa, *The China-Japan Conflict over the Senkaku/Diaoyu Islands: Useful Rivalry*, London–New York 2018, S. 2.

## TUNB-INSELN UND ABU MUSA

Dass der Kampf um die historische Deutungshoheit auch die Beilegung weniger bekannter Territorialkonflikte erschwert, zeigt die Auseinandersetzung zwischen Iran und den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) um eine Inselgruppe im Persischen Golf. Die größte der drei Inseln, Abu Musa, auf die neben Iran das Emirat Schardscha Anspruch erhebt, weist ungefähr eine Fläche von zwölf Quadratkilometern auf und wird von etwa 2000 Menschen bewohnt. Die beiden Tunb-Inseln werden vom Emirat Ra's al-Chaima und Iran beansprucht und sind weitgehend unbewohnt. Der Wert der Inselgruppe, die zurzeit von Iran besetzt wird, ist vor allem strategischer Natur: Aufgrund ihrer Lage in der Straße von Hormus, durch die fast ein Drittel der globalen Ölexporte per Schiff befördert wird, bieten die Inseln eine militärisch bedeutsame Position zur Kontrolle von Öllieferungen aus dem Mittleren Osten.

Die Ursprünge des Souveränitätsstreits liegen bereits im späten 19. Jahrhundert, als Iran nacheinander Anspruch auf die Tunb-Inseln und Abu Musa erhob. Zu jener Zeit wurden die Inseln von den Scheichtümern Schardscha und Ra's al-Chaima kontrolliert, die sich auf einen mächtigen Verbündeten verlassen konnten: das Vereinigte Königreich, das die Emirate 1835 effektiv als Protektorate eingegliedert und ab 1892 auch die Außenpolitik dieser sogenannten „Trucial States“ übernommen hatte, unterstützte den arabischen Anspruch. Angesichts der militärischen Überlegenheit der Briten beugte sich Iran 1904 dem Druck und nahm iranische Flaggen ab, die es zuvor auf Abu Musa und einer der Tunb-Inseln gehisst hatte.<sup>09</sup> Versuche der Iraner in den darauffolgenden Jahrzehnten, ihren Anspruch auf die Insel geltend zu machen, stießen bei Briten und Arabern auf taube Ohren.

Die Wende im Souveränitätsstreit trat mit dem Rückzug der Briten vom Persischen Golf in den frühen 1970er Jahren ein. Iran nutzte das entstehende Machtvakuum zu seinem Vorteil: Während iranische Truppen die Tunb-Inseln gewaltsam besetzten, handelten die Briten für Abu Musa eine Übereinkunft zwischen Iran und Schardscha aus, das eine Teilung der Insel und Ressourcen in den

umliegenden Gewässern vorsah.<sup>10</sup> Dass das Abkommen zwischen den ungleichen Partnern keine dauerhafte Lösung darstellte, zeigte sich bereits 1992: Nachdem Iran arabischen Staatsangehörigen zunächst den Zugang zu Abu Musa verwehrt hatte, dehnte die islamische Republik ihre Kontrolle über die gesamte Insel aus. Darauf folgende Bemühungen der Emirate, den Souveränitätsstatus der Inseln durch bilaterale Verhandlungen oder eine unabhängige Instanz wie den Internationalen Gerichtshof zu klären, lehnte Iran ab.

Den Ansprüchen liegen zwei Narrative über die historische Nutzung der Inseln zugrunde, deren Stichhaltigkeit sich objektiv kaum überprüfen lässt. Iran behauptet, durch Perserreiche wie das Parther- und Sassanidenreich über 2000 Jahre hinweg ununterbrochen Kontrolle über die Inseln ausgeübt zu haben – bis zur unrechtmäßigen Kontrollübernahme der Briten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Schardscha hält dagegen, dass Araber schon seit Jahrhunderten auf Abu Musa gelebt hätten und verweist dabei insbesondere auf die Verwaltung der Inseln durch die Herrscherfamilie al-Qasimi seit dem 18. Jahrhundert.<sup>11</sup> Zudem sei das Übereinkommen, das 1971 die Aufteilung Abu Musas beschloss, ungültig, da Schardscha dieses nach dem britischen Rückzug nur unter Zwang unterzeichnet habe. Da jedoch fast alle existierenden Dokumentationen über die Inseln aus der britischen Kolonialzeit stammen, lässt sich keines der beiden Narrative abschließend verifizieren.<sup>12</sup>

Auch im Streit um Abu Musa und die Tunb-Inseln greifen die Konfliktparteien auf nationalistische Rhetorik zurück, um ihren Ansprüchen Nachdruck zu verleihen. Nachdem die VAE 1992 beispielsweise ein Ende der iranischen Besetzung der Inseln forderten, kündigte der damalige iranische Präsident Akbar Haschemi Rafsandschani an, die VAE müssten ein „Meer aus Blut“ überqueren, wenn sie die Inseln erreichen wollten.<sup>13</sup> 2010

<sup>09</sup> Vgl. Kourosh Ahmadi, *Islands and International Politics in the Persian Gulf*, London–New York 2008, S. 47 ff.

<sup>10</sup> Vgl. Richard Mobley, *The Tunbs and Abu Musa Islands: Britain's Perspective*, in: *Middle East Journal* 4/2003, S. 627–645, hier S. 642 f.

<sup>11</sup> Vgl. Khalid S.Z. Al-Nahyan, *The Three Islands: Mapping the UAE-Iran Dispute*, London 2013, S. 42.

<sup>12</sup> Vgl. Noura S. Al-Mazrouei, *Disputed Islands between UAE and Iran*, Gulf Research Centre Cambridge, GRM Papers 2015, S. 6.

<sup>13</sup> Zit. nach Pirouz Mojtabeh-Zadeh, *Disputes over Tunb and Abu Musa*, in: ders. (Hrsg.), *Boundary Politics and International Boundaries of Iran*, Boca Raton 2006, S. 305–318, hier S. 316.

provozierte der Außenminister der VAE wütende Reaktionen aufseiten Irans, als er die iranische Besetzung der Inseln mit der Besetzung „arabischer Gebiete“ durch Israel – der erklärte Erzfeind Irans – gleichsetzte. Nur zwei Jahre später sorgte wiederum der iranische Präsident Mahmud Ahmadinedschad für einen Eklat, als er Abu Musa als erstes Staatsoberhaupt überhaupt besuchte. In Iran wurde Ahmadinedschad dafür als Verteidiger der territorialen Integrität Irans gefeiert.<sup>14</sup> Die wiederholte Instrumentalisierung des Territorialkonfliktes für innenpolitische Zwecke trübt die Aussichten auf eine friedliche Lösung bis heute – denn je stärker die umstrittenen Inseln im jeweiligen nationalen Bewusstsein verankert sind, desto kleiner wird der Verhandlungsspielraum für Entscheidungsträger auf beiden Seiten.

### IMIA/KARDAK-INSELN

Die zwei Inseln, die in Griechenland als Imia und in der Türkei als Kardak bezeichnet werden, liegen unweit der türkischen Küste und der griechischen Inselgruppe Dodekanes im Ägäischen Meer. Der Streit um die kargen Inseln unterscheidet sich von den beiden vorigen Fällen insofern, als dass die Inseln keinen erkennbaren strategischen oder wirtschaftlichen Wert haben. Das übergeordnete Interesse in diesem Konflikt ist daher in erster Linie symbolischer Natur und Produkt einer historischen regionalen Rivalität.<sup>15</sup> Dass überhaupt ein Konflikt um Imia/Kardak entbrannte, ist einem Zufall geschuldet: Im Dezember 1995 lief ein türkisches Frachtschiff vor den Inseln auf Grund, dessen Kapitän sich daraufhin weigerte, durch griechische Rettungskräfte geborgen zu werden, da er sich seiner Auffassung nach noch in türkischen Gewässern befand. Durch den Zwischenfall realisierten die Regierungen in Athen und Ankara, dass der Souveränitätsstatus der bislang wenig beachteten Inseln ungeklärt war und kommunizierten in Form von diplomatischen Noten umgehend ihre Ansprüche.

Erst als griechische Medien die Auseinandersetzung im Januar 1996 aufgriffen, weckte der

Territorialkonflikt ein größeres öffentliches Interesse. Daraufhin setzten Bewohner der Nachbarinsel Kalimnos auf die Inseln über und hissten dort eine griechische Flagge. Nur wenige Tage später revanchierten sich türkische Journalisten der Zeitung „Hürriyet“ und ersetzten die griechische Flagge mit einer türkischen, die bereits am folgenden Tag von einem Truppenkontingent der griechischen Marine wieder entfernt wurde. Als daraufhin beide Regierungen Kriegsschiffe entsandten und Spezialeinheiten auf den Inseln landeten, steuerte der Konflikt binnen kurzer Zeit auf eine militärische Eskalation zu.<sup>16</sup> Nur durch eine frühzeitige Vermittlung der USA konnte der Ausbruch von Gewalt zwischen den zwei Nato-Mitgliedern verhindert werden. Obwohl die Konfliktparteien ihr militärisches Engagement auf der Inselgruppe bereits 1996 beendeten, bleibt der Konflikt bis heute ungelöst.

Im Gegensatz zu den vorangehenden Fällen streiten Griechenland und die Türkei in erster Linie um die Interpretation historischer Verträge. Im Mittelpunkt steht dabei der Vertrag von Lausanne von 1923, der nach Beendigung des Türkisch-Griechischen Kriegs (1919–1922) die Grenzen und Gebietsansprüche der Türkei, Griechenlands und ihrer Verbündeten festlegte. In diesem Rahmen trat die Türkei die Inselkette Dodekanes an Italien ab, von wo sie nach Ende des Zweiten Weltkriegs auf Griechenland übertragen wurde. Griechenland beharrt darauf, dass auch die Imia/Kardak-Inseln Teil dieser Vereinbarung waren – obwohl sie nicht explizit im Vertrag benannt wurden. Dabei beruft Athen sich auf ein Abkommen zwischen Italien und der Türkei von 1932, dessen Protokoll zufolge die Türkei die Inseln als Teil der Dodekanes anerkannt hatte.<sup>17</sup> Die Türkei argumentiert hingegen, die Inseln seien nicht Teil des ursprünglichen Vertrages gewesen und das Protokoll von 1932 sei nie ratifiziert worden – und deshalb ungültig.

Obwohl also weder Griechenland noch die Türkei behaupten, in der Vergangenheit eine besondere Beziehung zu den beiden Inseln gehabt zu haben, ist die Souveränitätsfrage mittlerweile stark emotional aufgeladen. Dies liegt vor allem daran, dass beide Länder schon seit Jahrzehnten

<sup>14</sup> Vgl. Thomas Erdbrink, A Tiny Island Is Where Iran Makes a Stand, 30.4.2012, [www.nytimes.com/2012/05/01/world/middle-east/dispute-over-island-of-abu-musa-unites-iran.html](http://www.nytimes.com/2012/05/01/world/middle-east/dispute-over-island-of-abu-musa-unites-iran.html).

<sup>15</sup> Vgl. Eintrag Greece-Turkey: Imia/Kardak Island, in: Emmanuel Brunet-Jailly, Border Disputes: A Global Encyclopedia, Santa Barbara 2015, S. 640–649, hier S. 643f.

<sup>16</sup> Vgl. Birol Yesilada, EU-Turkey Relations in the 21<sup>st</sup> Century, Oxon–New York 2013, S. 54.

<sup>17</sup> Vgl. Alexis Heraclides, The Greek-Turkish Conflict in the Aegean, Houndmills 2010, S. 134.

ten über Souveränitätsrechte im Ägäischen Meer streiten und sich der Konflikt um die Inselgruppe somit in den komplexen Kontext einer langjährigen regionalen Rivalität einordnen lässt. Entsprechend stürmisch waren die Reaktionen der Medien in beiden Ländern auf den Zwischenfall 1996, die die Souveränitätsfrage über die vermeintlich unbedeutenden Felsen rhetorisch einem Nullsummenspiel gleichsetzten: Nur die alleinige und absolute Kontrolle der Inseln konnte einen akzeptablen Ausgang der Krise bedeuten. Besonders griechische Medien schlugen dabei nationalistische Töne an, als sie die Landung der „Hürriyet“-Journalisten als „Invasion“ und das Abnehmen der Flagge als „Erniedrigung“ bezeichneten;<sup>18</sup> den Abzug griechischer Truppen nach der Entschärfung der Krise betitelte eine andere Zeitung als „Nacht der nationalen Schmach“.<sup>19</sup> Auch in der Türkei reagierten Medien mit einem militaristischen Diskurs, der von türkischen Politikern entlang des politischen Spektrums aufgegriffen wurde. Die konservative Mutterlandspartei ANAP schloss Verhandlungen aus und verkündete, dass das Entsenden von Truppen die einzige Lösung sei, während die sozialdemokratische Demokratische Linkspartei DSP den Beginn des „Ägäischen Kriegs“ erklärte.<sup>20</sup>

Das Fortbestehen dieses emotionalen Diskurses um die Imia/Kardak-Inseln erklärt, warum sich Politiker in Griechenland und der Türkei noch heute gezwungen gesehen, jeder vermeintlichen Anspruchsbekundung mit Härte zu begegnen. 2015 beispielsweise warf der griechische Verteidigungsminister Panos Kammenos in Gedanken an einen tödlichen Hubschrauberabsturz einen Kranz über den Inseln ab, woraufhin türkische Jagdflieger aufstiegen und in den griechischen Luftraum eindrangten. Der Fall der Imia/Kardak-Inseln illustriert die einflussreiche Rolle, die nationale Medien in der Eskalation eines Territorialkonflikts spielen können. Erst als diese den Streit aufgriffen und die öffentliche Stimmung in beiden Staaten mit militanter Rhetorik anheizten, stieg der Druck auf Politiker beider Seiten, auf Konfrontationskurs zu gehen.

<sup>18</sup> Vgl. Athanasios Manis, *The Role of Media in the Imia/Kardak Crisis*, Conference Paper, 4th Hellenic Observatory PhD Symposium on Contemporary Greece, London 25.–26. 6. 2009, S. 8.

<sup>19</sup> Murat Bayar/Andreas Kotelis, *Democratic Peace or Hegemonic Stability? The Imia Kardak Case*, in: *Turkish Studies* 2/2014, S. 242–257, hier S. 247.

<sup>20</sup> Vgl. ebd., S. 249.

## FAZIT

„Ehe du für dein Vaterland sterben willst, sieh dir’s erstmal genauer an!“, schrieb der deutsche Schriftsteller Arno Schmidt 1953. Nur wenige der Menschen, die von ihren Regierungen eine kompromisslose – und mitunter gewaltsame – Verteidigung von umstrittenen Inseln fordern, werden diese jemals mit eigenen Augen sehen, geschweige denn mit eigenen Füßen betreten. Doch ohnehin ist es selten der augenscheinliche Wert von Inseln, der ihre Bedeutung im kollektiven Bewusstsein der Bevölkerung bestimmt. Vielmehr dienen Inseln oft als Sinnbild und zugleich Austragungsort größerer, unverarbeiteter Konflikte. So bieten sie Nationen eine Möglichkeit, sich für vergangene Demütigungen zu revanchieren oder einem historischen Rivalen die Stirn zu bieten. Zwar mögen Entscheidungsträger in Inselkonflikten in Wirklichkeit wirtschaftliche oder strategische Interessen verfolgen; nach außen hin bedienen sie sich jedoch oftmals eines emotionalen Narrativs, das die Souveränitätsfrage in den Köpfen der Menschen eng mit historischen Traumata und Fragen der nationalen Identität verknüpft.

Wie lassen sich diese von Emotionen und Nationalismus verzerrten Konflikte lösen? Eine Patentlösung gibt es nicht. Die wohl wichtigste Voraussetzung für eine langfristige Beilegung ist jedoch, dass politische Entscheidungsträger der Versuchung widerstehen, die Konflikte für kurzfristige Erfolge zu instrumentalisieren und somit zu ihrer weiteren Emotionalisierung beizutragen. Eine graduelle Entschärfung der Rhetorik sowie vertrauensbildende Maßnahmen, wie etwa die gemeinsame Entwicklung von Ressourcen in den Gewässern um umstrittene Inseln, können als erste Schritte in einem langwierigen Versöhnungsprozess dienen. Derartige Zugeständnisse mögen zwar auf hitzige Kritik in der Bevölkerung und den Medien stoßen und somit einen innenpolitischen Preis haben. Doch verhindern sie langfristig ein weitaus kostspieligeres Szenario: die Eskalation des Konflikts in eine militärische Auseinandersetzung.

## HENDRIK SCHOPMANS

ist Politikwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institute for Advanced Sustainability Studies in Potsdam. Seine Forschungsschwerpunkte sind internationale Meerespolitik, Governance der Arktis und Territorialkonflikte.

hendrik.schopmans@iass-potsdam.de

# „INSULARISCHES DENKEN“ UND DAS PROBLEM DER KULTURBEGEGNUNG

## Eine xenologische Skizze

*Wolf Dieter Otto*

Das Konzept der Insel nimmt in unserem Alltagsbewusstsein und in unserer Alltagssprache einen erstaunlich großen Platz ein, sei es in der spielerischen Frage, was man gerne auf eine einsame Insel mitnehmen würde, sei es im Ausdruck, „reif für die Insel“ zu sein, womit ein Leiden an den Lebensumständen ausgedrückt wird und die Suche nach einer heilenden Kompensation dafür. Das Motiv ist Teil der kulturellen und literarischen Sozialisation. Als Beleg mag der berühmte Roman „Robinson Crusoe“ (1719) von Daniel Defoe und die lange Reihe verwandter Robinsonaden gelten. Das Motiv ist jedoch bereits in der antiken Dichtung Homers zu finden und kann als Bestandteil der Weltliteratur angesehen werden.<sup>01</sup> Die über Generationen erfolgreiche Rezeption des Jugendbuchklassikers und seiner „Brüder“ signalisiert, dass die Thematik ein mentales Bedürfnis der Rezipienten stellt: Wie kaum ein anderer Schauplatz eignet sich die Insel, um über das Verhältnis von Individuum, Gesellschaft und Kultur nachzudenken.

Seit der Zeit der europäischen Expansion und der Begegnung mit Menschen anderer, „fremder“ Kulturen verstärkt sich zudem das kulturkritische Motiv, den Zustand der „eigenen“ Kultur (auch) aus der Perspektive des Fremden in Augenschein zu nehmen.<sup>02</sup> An dieser Stelle entsteht in Ansätzen ein gleichberechtigte Dialog der Kulturen oder – bei entgegengesetzten Schlussfolgerungen – eine abgrenzende Hierarchisierung von Kulturen durch Dominanz.

In dieser Skizze steht die Insel als kulturelle Metapher im Mittelpunkt. Sie steht dabei für das jeweils „Eigene“, der Kontinent für das „Fremde“, von außen Eindringende. Als Konzept betrachtet, stellt sie ein vielfältiges Verhaltensrepertoire für zwischenmenschliche Begegnungssituationen mit Menschen vom (metaphorischen) Kontinent bereit. „Insularisches Denken“ ist dennoch widersprüchlich und ambivalent, weil es sich ab-

grenzt vom „kontinentalen Denken“, aber gleichzeitig die kulturellen oder historischen Gemeinsamkeiten ebenso verleugnet wie Perioden des Austauschs und der Wechselwirkung mit dem Kontinent und dem kontinentalen Denken. Das Denkmuster der Insel – neben dem Prinzip der Abgrenzung geprägt von Dichotomisierungen, während das kontinentale Denken von der Suche nach Austausch und Dialog geprägt ist – soll im Folgenden mit Rückgriff auf literarische und essayistische Texte verdeutlicht werden. In einem weiteren Schritt geht es um eine Kritik an dem diesem Denken innewohnenden Kulturbegriff und seine auf kulturelle und soziologische Abgrenzung zielende Metaphorik.

Die Skizze ist deshalb xenologisch akzentuiert, denn sie thematisiert zentral die Frage nach dem Umgang mit dem „Fremden“.<sup>03</sup> Das widersprüchliche Ergänzungs- beziehungsweise Abgrenzungsverhältnis beider Konzepte ist grundsätzlich keine neue Erkenntnis, dennoch wurde und wird es zu unterschiedlichen Zeiten immer wieder als neu diskutiert. John Donnes (1572–1631) berühmte und immer wieder zitierte Aussage „No man is an island, entire of itself; every man is a piece of the continent, a part of the main“ bringt das hervorragend zum Ausdruck, während die Schlussfolgerungen, so lässt sich angesichts gegenwärtiger Probleme des Umgangs mit dem Fremden vermuten, nur in geringem Umfang bei den Menschen angekommen sind.<sup>04</sup>

### GESCHLOSSENE GEMEINSCHAFT

Einen insularischen Denk- und Verhaltensstil illustriert ein kleiner Text von Franz Kafka, der den Titel „Gemeinschaft“ trägt.<sup>05</sup> Aus einer Gruppe von fünf Freunden wird in den Augen der sie beobachtenden Mitmenschen eine „Gemeinschaft“ ge-

formt, nur weil sie einem „Haus“ zugehörig sind. Gestört wird die Freundesgruppe, die ihr Leben als „friedlich“ empfindet, durch die Versuche eines Sechsten, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Die Gemeinschaft wird von Kafka als eine Festung geschildert, die sich gegen Neuankömmlinge abschirmt. Der Neue ist „lästig“ und will sich immerzu „einmischen“, aber sie wollen ihn nicht im geringsten Maße willkommen heißen: „Wir fünf haben zwar früher einander auch nicht gekannt, und wenn man will, kennen wir einander auch jetzt nicht, aber was bei uns fünf möglich ist und geduldet wird, ist bei jenem sechsten nicht möglich und wird nicht geduldet.“ Die Gruppe der Fünf ist sich der Zufälligkeit ihrer Gemeinschaftsbildung durchaus bewusst, was auch ein Grund sein könnte, eine neue Person zu akzeptieren. Aber apodiktisch heißt es nur: „Außerdem sind wir fünf und wir wollen nicht sechs sein.“ Ihre Entschlossenheit führt zur Ablehnung jeglicher Kommunikation, da alle „Erklärungen“ bereits „fast eine Aufnahme in unsern Kreis bedeuten“ würden; die Fünf setzen auch Gewalt ein. Doch „mögen wir ihn noch so sehr wegstoßen“, der Wunsch dazugehören ist stärker: „Er kommt wieder.“ Sie werden den Fremden nicht los – er ist da und als Außenseiter durchaus Teil der Gemeinschaft.

Die xenologische Lesart des Textes zeigt, dass es Kafka in diesem sehr kurzen Text prägnant gelingt, einige wichtige Elemente des extremen, ja radikalen insularischen Denkens aufzuzeigen: die Überzeugung, eine geschlossene Gemeinschaft zu bilden, die Verweigerung jeglicher Kommuni-

kation mit den anderen sowie die Bereitschaft zu gewalttätiger Verteidigung des eigenen Bezirks. Gleichwohl bleibt der andere, dessen Unzugehörigkeit fortwährend behauptet wird, anwesend und wird gerade nicht dazu gebracht, auf Zugehörigkeit zu verzichten. Ganz offensichtlich wird er als Eindringling, als Feind angesehen. In jedem Fall ist er überflüssig, der Sechste, den die Gruppe der Fünf nicht aufnehmen will. Er ist, um es mit den Worten des Soziologen Georg Simmel aus dem „Exkurs über den Fremden“ auszudrücken, ein „Supernumerarius“, ein Überzähliger, und seine soziale Position liegt im „Dazwischen“, zwischen Zu- oder Unzugehörigkeit.<sup>06</sup>

Es verwundert nicht, dass Kafka keinerlei Problemlösungen andeutet, vielmehr nur Fragen provoziert: Wer ist dieser Fremde? Auf welchen Gemeinsamkeiten baut die Gemeinschaft der Fünf auf? Sind es Überzeugungen politischer oder religiöser Art, ethnische oder soziale Herkunft beziehungsweise Zugehörigkeit?

Wie eine solche Gemeinschaft zustande kommt, hat die Forschung, insbesondere zum Begriff der Nation, gezeigt: Alle Gruppenbildungsprozesse besitzen ihr zufolge den Charakter eine Konstruktion. Gruppen oder Gemeinschaften „erfinden“ sich und machen diese Erfindungen in Narrativen zugänglich.<sup>07</sup> In den Narrativen wird freilich der Konstruktcharakter der Gemeinschaft nicht thematisiert, sondern als eine objektive Gegebenheit unter Rekurs auf „Natur“ und „Geschichte“ ausgegeben. So wie die eigene Herkunft wird auch die Figur des Fremden als Wunsch- oder Feindbild konstruiert; in jedem Fall handelt es sich um vorurteilsgeleitete Zerrbilder. Verflüssigt werden die gegenseitigen Zuschreibungen erst wieder, wenn es zu Kommunikation und Austausch kommt.

### „ÜBERFREMDUNG“ DURCH „GÄSTE“

Während im Text von Kafka die Grenze zu den Fremden ganz deutlich markiert wird, thematisiert Max Frisch in seinem Essay „Überfrem-

**01** Für einen Überblick siehe die Stichwörter „Insel“ und „Robinson“ in: Horst S. Daemmrich/Ingrid G. Daemmrich (Hrsg.), *Themen und Motive in der Literatur*, Tübingen–Basel 1995<sup>2</sup>.

**02** Für kulturkritische Texte dieser Art siehe die Textsammlung von Gerd Stein (Hrsg.), *Ethnoliterarische Lesebücher*, 3 Bde., Frankfurt/M. 1984.

**03** Xenologie ist die Bezeichnung für eine interdisziplinär und interkulturell ausgerichtete Fremdeheitsforschung. Sie ist in Deutschland im Kontext der Fremdsprachenphilologien und der auslandsbezogenen Germanistik entstanden. Vgl. das Stichwort „Xenologie“ in: Ansgar Nünning (Hrsg.), *Metzler Lexikon Literatur und Kulturtheorie*, Stuttgart 1998, S. 576f.

**04** John Donne, *Meditation XVII*, zit. nach [www.online-literature.com/donne/409](http://www.online-literature.com/donne/409). Donnes Aussage steht im Kontext des englischen Verfassungsdiskurses des 17. und 18. Jahrhunderts, in der ein „insularischer“ von einem „kontinentalen“ Diskurs unterschieden werden kann. Vgl. Hans-Christof Kraus, *Englische Verfassung und politisches Denken im Ancien Régime: 1689 bis 1789*, München 2006.

**05** Franz Kafka, *Gesammelte Werke*, hrsg. von Max Brod, Frankfurt/M. 1976, Bd. 5, S. 108.

**06** Georg Simmel, *Exkurs über den Fremden*, in: ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesammelte Werke*, Bd. 2, Berlin 1968<sup>5</sup> (1908), S. 509–512, hier S. 509.

**07** Vgl. z. B. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation*. Frankfurt/M. 1988, S. 15f.

„von 1965 die Reaktion der Landesbewohner auf die Ankunft von Fremden, die zum Zwecke der Arbeitsaufnahme angeworben worden waren.“<sup>08</sup> Mit diesem Text wandte sich der Schweizer Schriftsteller gegen die nach ihrem Initiator benannte „Schwarzenbach-Initiative“, die vor dem Hintergrund der Anwerbeabkommen der 1960er Jahre den Anteil ausländischer Bevölkerung in jedem Kanton auf zehn Prozent beschränken wollte. Seine Aktualität gewinnt der Text angesichts der aktuellen Konjunktur des Begriffs „Überfremdung“ in fremdenfeindlichen Diskursen.

Im Kontext der Analyse insularischen Denkens nimmt der Essay jedoch einen anderen Stellenwert ein. Im Unterschied zu Kafkas literarischem Szenarium einer schroffen Entgegensetzung des Eigenen und des Fremden geht Frisch von dem realen Umstand aus, dass die Fremden nur in ihrer Funktion als „Arbeitskräfte“ willkommen geheißen wurden, nun aber „Menschen“ gekommen seien und die Einheimischen sich durch das „andere“ Verhalten der „Gastarbeiter“ in ihrem nationalen und kulturellen Selbstverständnis bedroht fühlten.<sup>09</sup> Frisch würde die Bezeichnung „Fremdarbeiter“ bevorzugen, weil sie aus der „Fremde“ kommen, als Zuwanderer im Sinne des lateinischen *peregrinus*, das ohne wertende Konnotation eine Person bezeichnet, die von außen kommt.<sup>10</sup> Der Begriff „Fremdarbeiter“ war aber aufgrund seiner NS-belasteten Vergangenheit im Deutschen disqualifiziert, was dazu führte, dass sich die Bezeichnung „Gastarbeiter“ durchsetzte. Im Gegensatz zu *peregrinus* schwingt im deutschsprachigen Begriff des Gastes immer die Doppeldeutigkeit von „Gast“ und „Feind“ mit.<sup>11</sup>

**08** Max Frisch, *Überfremdung*, in: ders., *Öffentlichkeit als Partner*, Frankfurt/M. 1967, S. 100–104.

**09** Vgl. ebd. Die berühmt gewordene Formulierung lautet: „Ein kleines Herrenvolk sieht sich in Gefahr: man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.“

**10** Vgl. das Bedeutungsspektrum des Begriffs „fremd“ im Deutschen Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, [www.worterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui\\_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GF08627#XGF08627](http://www.worterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GF08627#XGF08627).

**11** Der lateinische Ausdruck für Gast, *hospes*, bedeutet im Deutschen „Gast“ und „Fremder“; im Englischen ist der lateinische Ursprung z. B. im Wort *hospitality* (Gastfreundschaft) erhalten geblieben. Vgl. Corinna Albrecht/Alois Wierlacher, *Kulturwissenschaftliche Xenologie*, in: Ansgar Nünning/Vera Nünning (Hrsg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften*, Stuttgart–Weimar 2003, S. 280–306, insb. S. 297.

Statt der Gemeinsamkeiten werden die Unterschiede überbetont, was zur schroffen Abgrenzung und dem Wunsch nach Begrenzung der „Überfremdung“ durch Kontingenzierung führt, um sich nicht „fremd im eigenen Land“ zu fühlen. In dieser Figuration der Wahrnehmung des Fremden dominiert der Wunsch nach Kontrolle, nicht zuletzt auch, um das Eigenbild des für seine „Humanität und Toleranz“ berühmten „kleinen Herrenvolkes“ aufrecht zu erhalten. Max Frisch führt die Fremdenfeindlichkeit seiner Landsleute auf die Folgen der „geistigen Landesverteidigung“ während des Zweiten Weltkriegs zurück, einer Haltung, die zur Besinnung auf die „schweizerischen Werte“ aufrief. Dieses Selbstbild der eigenen Humanität und Toleranz verfestigte sich nach dem Krieg, anstatt nach überstandener Gefahr überprüft zu werden. Genau dieses Ziel verfolgt Frisch, der zu den ersten Schweizer Intellektuellen gehörte, die eine kritische Hinterfragung der Vergangenheit verlangten, um für neue Herausforderungen wie etwa Migrationsprozesse gerüstet zu sein.

Die Widersprüche in diesem Selbstbild umfassen mehrere Ebenen. Auf der einen Seite steht die funktionale Auffassung der Fremden als Arbeitskräfte, die vor allem nützlich für die Volkswirtschaft sind und zumindest als „Kostenfaktoren“ berechenbar und kontrollierbar scheinen. Der Vorteil der ökonomischen Auffassung besteht in der Ausblendung aller kulturellen Faktoren. Auf der anderen Seite lässt sich Humanität und Toleranz als Faktor von „Weltoffenheit“ gut mit der Auffassung der Fremden als „Gäste“ in Verbindung bringen. Der Vorteil des Gastverhältnisses besteht darin, dass der Aufenthalt per se vom „Hausherrn“ begrenzt, also nur von vorübergehender Dauer ist. Der Übergang von einer Willkommenskultur zu einer Abschiebekultur ist auf dieser Ebene fließend möglich.<sup>12</sup>

Die Gastzuschreibung ist ein beliebtes Vorgehen von Inselbewohnern, die gerne unter sich bleiben, aber nicht fremdenfeindlich und zudem weltoffen erscheinen wollen. Dem Gast wird ein Extraraum, der „Transitraum“ zugewiesen, er gehört nicht dazu und soll auch nicht dazugehören. Die Migrationsgeschichte zeigt, dass die Gastfunktion und das Gastrecht vor allem in nomadischen Gesellschaften einen wichtigen Zwischenbereich für den Um-

**12** Vgl. dazu Herfried Münkler/Marina Münkler, *Die neuen Deutschen. Ein Land vor seiner Zukunft*, Berlin 2016, S. 149–163, insb. S. 151 f., S. 162.

gang mit dem als bedrohlich empfundenen unbekannt Fremden erfüllt, aber keine Grundlage für seine dauerhafte Integration sein kann.<sup>13</sup> Die funktionale Auffassung der Menschen als bloße Arbeitskräfte gepaart mit dem Gastverhältnis reduziert alle Anstrengungen zur gegenseitigen Vermittlung von Kulturen auf ein Minimum, weil es sich – aufgrund des zeitlich begrenzten Aufenthalts des Gastes – ja „ohnehin nicht lohnt“, und erhöht die kulturellen Folgekosten um ein Vielfaches für alle, aber vor allem für die Neubürger, weil zum Beispiel durch vernachlässigte oder nicht erfolgte Bildungsmaßnahmen (Sprachkurseangebote, kulturelle Überbrückungsmaßnahmen, monokulturelle Lehrerausbildung) das Gefühl erzeugt wird, Mitbürger zweiter Klasse zu sein. Ein Kristallisationspunkt insularischen Denkens ist hier also die Weigerung, sich als ein Einwanderungsland zu sehen und politisch und kulturell darauf einzustellen.<sup>14</sup>

Frischs kritische Einwände halten den Schweizern ein Selbstbild vor, das an der Realität der schlechten Behandlung der Fremden scheitert. Sie werden ihren eigenen Ansprüchen bezüglich Humanität, Freiheit und Toleranz nicht gerecht. Im erweiterten Sinn stehen diese Einwände im Kontext der Thematisierung des Begriffs Heimat, da sich die Begriffe „Heimat“ und „Gast“ fast schon zwangsläufig gegenseitig ausschließen, und der Frage, inwieweit die Schweiz eine Heimat sein kann, und zwar auch für jene Neubürger.<sup>15</sup> Für die Frage, welche Bereitschaft und Fähigkeit in einer Gesellschaft existiert, Fremde als gleichberechtigte Bürger aufzunehmen, ist die kritische Inspektion der eigenen Kultur und ihres Werteausbaus von höchster Bedeutung. In diesem Fall geht es konkret darum, dass Frisch den Verdacht hat, dass Toleranz nur als Wert proklamiert, nicht aber praktiziert wird. Aus diesem Grund erwähnt er am Ende seines Essays die Notwendigkeit, den „Begriff der Schweiz in die Reparatur“ zu schicken.<sup>16</sup>

**13** Vgl. ebd. Für eine breite Auffächerung des Themas siehe Alois Wierlacher (Hrsg.), *Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik*, Berlin–Münster 2011.

**14** Die daraus resultierende Enttäuschung dokumentiert Can Meray, *Der ewige Gast. Wie mein türkischer Vater versuchte, Deutscher zu werden*, München 2018.

**15** Vgl. auch Frischs Fragebogen zum Thema Heimat in: Max Frisch, *Tagebuch 1966–1971*, Frankfurt/M. 1979, S. 382–385.

**16** Vgl. Alexander Mitscherlich, *Proklamierte und praktizierte Toleranz*, in: Alois Wierlacher/Wolf Dieter Otto (Hrsg.), *Toleranztheorie in Deutschland (1949–1999). Eine anthologische Dokumentation*, Tübingen 2002, S. 143–150.

## SCHIFFSVERKEHR ZWISCHEN INSEL UND KONTINENT

Folgt man dem Schweizer Schriftsteller Francesco Micieli, der die Debatten um die Schwarzenbach-Initiative miterlebte, ist diese Reparatur misslungen oder, positiv ausgedrückt, dauert an. Micieli, der als Kind mit seinen Eltern aus Italien in die Schweiz einwanderte, stellt fest, dass sich seit Frischs Diagnose nichts an der Ablehnung von Fremden in Teilen der Gesellschaft wirklich geändert hat.<sup>17</sup> Anlass zu dieser Feststellung ist seine Rückkehr nach Lützelflüh im Emmental 2012, um in seiner „Heimat“ einen Vortrag zu „Gotthelf und die Fremden“ zu halten. Die Plakate der jüngsten Initiative „Stoppt die Masseneinwanderung!“ kann er dabei nicht übersehen. Micieli bringt in diesem Zusammenhang eine Kluft zwischen dem wissenschaftlichen Kulturdiskurs und dem Alltagsdiskurs der Einheimischen über Kultur zur Sprache. Lange Zeit war das auch in den Literatur- und Kulturwissenschaften sichtbar, die mit einem Sprachverständnis operierten, demzufolge die „Muttersprache“ die entscheidende Kompetenz für kulturelle Teilhabe ist. Ausländer und Fremdsprachensprecher konnten so zwangsläufig keinen Eingang finden in den Kanon „deutscher“ oder „Schweizer“ Literatur – sie blieben „Gäste“. Mit diesem Vorgehen liefert die Kultur- und Literaturwissenschaft ein paradigmatisches Beispiel für insularisches Denken. Allerdings lässt sich eine Kontinuität der Reparaturbemühungen feststellen, die auch den vermeintlich innersten Bezirk „identitätsstiftender“ Literatur ergreift. Dass Literatur- und Kulturwissenschaften vermehrt die Grenzen ihrer jeweiligen Nationalphilologien überschreiten, steht in einem Zusammenhang mit den weltweiten Migrationsbewegungen, die es nicht mehr ohne Begründung erlauben, sich mit Kultur und Literatur verengt auf die Maßgaben eigenkultureller wissenschaftlicher Interessen zu beschäftigen.

Das Neuartige am Beispiel Micieli ist jedoch, dass die „Neubürger“, die „fremden Ein-

**17** Vgl. Francesco Micieli: *Schwarzenbach. Schlaflos in Lützelflüh. Erzählung. Oberhofen am Thunersee 2012*, S. 9–13. In Lützelflüh wuchs Micieli auf; es ist gleichzeitig der Standort des Gotthelf-Zentrums, das der Pflege des aus dem Emmental stammenden Schriftstellers Jeremias Gotthelf gewidmet ist, der in der Schweiz zum Nationalautor stilisiert worden ist. Siehe auch [www.gotthelf.ch/de](http://www.gotthelf.ch/de).

heimischen“, die ehemaligen Migranten, sich selbst aktiv an der „Reparatur“ beteiligen und so den Kulturdiskurs der einheimischen Gesellschaft um neue Perspektiven ergänzen. Es findet also ein Kulturaustausch statt, in dem die ausschließliche Konzentration auf die Innenansicht durch kulturelle Außenperspektiven aufgebrochen wird. Zwischen der „Insel“ und dem „Kontinent“ findet Schiffsverkehr statt. Das für die Inselbewohner Selbstverständliche und Fraglose wird in der kontinentalen Sichtweise ein Grund für Fragen und umgekehrt. Der Austausch widerspricht der Überzeugung, dass die Eigenkultur über ihr gesamtes Entwicklungspotenzial verfügt und sich die Kulturentwicklung aus sich heraus gestaltet.

Ein wesentliches Element des Aufbrechens insularischen Denkens besteht in der Überprüfung der in der eigenen Kultur existierenden Narrative, Überzeugungen und Wertesysteme, auch mit der Beteiligung der „neuen Bürger“, mit der Außenwelt also, um einen Anschluss an das kontinentale Denken zu gewinnen. Für Max Frisch bedeutet das eine Auseinandersetzung mit dem schweizerischen Verständnis von Heimat und dem Nationalmythos, dem „Freiheitshelden“ Wilhelm Tell,<sup>18</sup> dessen bekannteste Gestaltung sich selbst einer Form des Kulturaustauschs mit dem deutschen Dichter Friedrich Schiller verdankt.

Die Schweiz ist nur ein Beispiel. Vieles trifft auch auf Deutschland zu: So liegt auch hier ein wesentlicher Grund für eine Neuausrichtung nationaler Narrative in der Überprüfung des Geschichtsverständnisses. Verfolgt man den Diskurs nach 1945, wird man schnell bemerken, dass im Unterschied zur Schweiz kaum nur von einer „Reparatur“ die Rede sein kann.<sup>19</sup> Hier hat das insularische Denken zu einem Zivilisationsbruch geführt. Nach 1945 ging es für Deutschland um eine Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der zivilisierten Völker und eine Rückkehr zum kontinentalen Denken. Zum einen kommen dafür pädagogische Maßnahmen von außen in Form eines *reeducation*-Programms in Gang, und zum anderen beginnt ein bis heute andauernder vielfälti-

ger internationaler Diskurs über die Gründe, die zur Katastrophe des Zweiten Weltkriegs führten und welche Konsequenzen daraus zu ziehen seien. Bereits ein kurzer Blick auf den Diskurs zeigt, dass an ihm immer „ausländische“ Stimmen beteiligt wurden und insbesondere in der Gegenwart sind die „neuen Deutschen“<sup>20</sup> dabei längst wichtige Akteure.<sup>21</sup>

So plädiert Zafer Şenocak, deutscher Schriftsteller türkischer Herkunft, für eine „Reform des Deutschseins“, womit er die Abkehr von einem Nationalgefühl meint, das auf ethnischer Abstammung beruht und sich über Abgrenzung beziehungsweise Exklusion reguliert. In einem Radioessay fragte er 2010: „Kann ein guter Deutscher wirklich nur sein, wer kein Türke mehr ist? Das polarisierende Denken löst eine Verkrampfung zwischen nationalen Identitäten aus. Eine Einwanderungsgesellschaft, die erfolgreich sein will, braucht aber ein entspanntes Verhältnis gegenüber den nationalen Identitäten.“<sup>22</sup> Für Şenocak ist das kritisierte Nationalgefühl „keine Abstraktion. Es ist ein Ferment der Identität, das im Hinterland der Sprache und des Bewusstseins gelagert ist.“<sup>23</sup> Lokalisiert wird die Fundierung des Nationalgefühls in ethnischer Abstammung, die in der Zeit nach 1945 sowie im Kontext der Vereinigung 1990, so Şenocak, nicht oder noch nicht überwunden werden konnte.

Das Stichwort ist hier erneut die Negation der Einwanderungsgesellschaft. In dem über mehrere Jahre laufenden Projekt „Deutsche Zustände“ des Soziologen und Erziehungswissenschaftlers Wilhelm Heitmeyer ist dies empirisch als „gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“ bestätigt worden.<sup>24</sup> Şenocaks Kritik trifft einen wunden Punkt, von dem aber nicht gesagt werden kann, dass er in der Vergangenheit beschwiegen wurde. Ganz im Gegenteil hat dieser Diskurs sogar

<sup>20</sup> Münkler/Münkler (Anm. 12).

<sup>21</sup> Exemplarisch seien genannt Navid Kermani, *Wer ist Wir? Deutschland und seine Muslime*, München 2009; Zafer Şenocak, *Deutschsein. Eine Aufklärungsschrift*, Hamburg 2011.

<sup>22</sup> Zafer Şenocak, *Migration als Einbahnstraße*, 1.8.2010, [www.dradio.de/dlf/sendungen/essayunddiskurs/1237191](http://www.dradio.de/dlf/sendungen/essayunddiskurs/1237191).

<sup>23</sup> Şenocak (Anm. 21), S. 25

<sup>24</sup> Wilhelm Heitmeyer, *Leben wir immer noch in zwei Gesellschaften? 20 Jahre Vereinigungsprozess und die Situation Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*, in: ders. (Hrsg.), *Deutsche Zustände. 20 Jahre nach dem Mauerfall*, Bonn 2009, S. 13–52.

<sup>18</sup> Vgl. Max Frisch, *Wilhelm Tell für die Schule*, Frankfurt/M. 1971.

<sup>19</sup> Für einen Überblick über den Diskurs vgl. z.B. Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.), *Deutschland! Deutschland? Texte aus 500 Jahren von Martin Luther bis Günter Grass*, Frankfurt/M. 2002.

symbolhaft Eingang in das Kunstprogramm des Deutschen Bundestages gefunden: Im Westflügel des ehemaligen Reichstagsgebäudes steht eine Installation des Konzeptkünstlers Hans Haacke, die den Titel „Der Bevölkerung“ trägt und eine Reaktion auf die Inschrift „Dem Deutschen Volke“ im Giebel des Gebäudes ist. Über die Umsetzung der Installation wurde im Bundestag und in den Medien sehr kontrovers gestritten.<sup>25</sup> Hintergrund war die Reform des Staatsbürgerrechts im Jahr 2000, bei der das Abstammungsprinzip um Elemente des Geburtsortsprinzips ergänzt wurde.

## SCHLUSSFOLGERUNG

Nachdem im Verlauf dieser Skizze verschiedene Figurationen insularischen Denkens diskutiert wurden, steht die Frage im Raum, worin die Attraktivität dieses Denkstils liegt. Offensichtlich ist sie so groß, dass er in unterschiedlicher Intensität in verschiedenen Kontexten immer wieder in Erscheinung tritt. Es spricht einiges dafür, dass die Insel das Bedürfnis nach einer Übersichtlichkeit von Lebensbezügen, eine Sicherheit des Gewohnten und Fraglosen sowie eine gewisse Einheitlichkeit des Denkens, Fühlens und Wahrnehmens zu befriedigen scheint, deren Vorteil auch darin besteht, mit anderen geteilt zu werden. Die Attraktivität und Verführungskraft liegt somit im enormen Potenzial der Vereinfachung des komplexen Begriffs „Kultur“ auf ein räumliches Gebilde mit eindeutigen Grenzen. Einfache und leicht verständliche Antworten zur Frage von Zugehörigkeit und Unzugehörigkeit, also von Identität und Heimat, werden ermöglicht. Ihr bildhafter Ausdruck lässt kaum Fragen aufkommen.

Zur Ambivalenz der Insel-Metapher gehört die Ahnung, dass es eine Verbindung zum „Kontinent“ gibt und eine extreme Isolation keine Perspektive auf die „Außenwelt“ anbietet, außer der, dass es noch andere „Inseln“ gibt. Das ist

die Konstellation des extremen Kulturrelativismus, dem ein ebenso extremer Universalismus entgegengesetzt werden kann. Während die einen die Insel und ihre Grenzen hochhalten und durch Mauern befestigen, kennen die anderen keine Grenze und machen keinen Unterschied zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Beides sind Optionen, die den Wirklichkeitsverhältnissen nicht angemessen sind.

Angemessen sind vielmehr Denkstile, die diese Extremismen vermeiden. Die Entscheidung ist dann nicht die zwischen der Insel oder dem Kontinent, sondern vielmehr, wie Insel und Kontinent miteinander kommunizieren und kooperieren können, womit wieder an die eingangs zitierte Aussage von John Donne erinnert sei. Sie soll deshalb so interpretiert werden, dass es um das Bewusstsein von den impliziten Anschlussmöglichkeiten beider Denkstile geht. Konkret heißt das, dass es durchaus eine universale und allen Menschen gemeinsame „Kultur“ gibt, die aber in spezifischer Art und Weise ausgelebt wird. Gemeinsamkeit und Unterschiedlichkeit sind dann keine sich ausschließenden Elemente, sondern signalisieren vor allem eine andere kulturelle Praxis.<sup>26</sup> Eine derartige Auffassung ist dem abstrakten Begriff „Kultur“ weit angemessener und legt für die Praxis der kulturellen Bildung vor allem den Verzicht auf den verführerischen Gebrauch von Metaphern von Kultur nahe. Was wird durch den Verzicht gewonnen? Die Chance besteht darin, die monokulturelle Bestimmung von „Kultur“ in einen dialogischen Prozess zu überführen, in dem Innen- und Außenperspektiven gleichermaßen zur Geltung kommen.

**25** Vgl. Deutscher Bundestag, Hans Haacke. Projekt „Der Bevölkerung“ im Reichstagsgebäude, 12.8.2011, [www.bundestag.de/besuche/kunst/kuenstler/haacke/haacke/198996](http://www.bundestag.de/besuche/kunst/kuenstler/haacke/haacke/198996); Der Bevölkerung. Projekthistorie, Bundestagsdebatte zum Kunstwerk vom 5.4.2000, <http://derbevoelkerung.de/das-projekt/>. Die Projektwebseite dokumentiert auch die kontroversen Stellungnahmen zu dem Projekt.

**26** Vgl. Christoph Antweiler, Was ist den Menschen gemeinsam? Über Kultur und Kulturen, Darmstadt 2009<sup>2</sup>.

## WOLF DIETER OTTO

ist Kulturwissenschaftler und Professor i. R. für Interkulturelle Germanistik an der Universität Bayreuth. Arbeitsschwerpunkte sind Interkulturelle Landesstudien sowie Fragen der Kulturvermittlung und des Kulturaustauschs.

[wolfdieter.otto@icloud.com](mailto:wolfdieter.otto@icloud.com)

# GUAM ALS ARCHIPEL?

## Einführung in die Island Studies

*Jan-Martin Zollitsch*

Die Insel ist vielleicht *die* klassische Denkfigur der Neuzeit. Bereits in Antike und Mittelalter hatte sie Vorstellungen beflügelt, nun aber hörte die Insel auf, kulturübergreifend ein mehr zeitlos-sagenhaftes „Traumland“ zu sein, und konkurrierte fortan als (entworfener) „Erfahrungsraum“: „Die Insel“ wurde zu einer Standardeinheit, die die Ausführung des männlich-europäischen Projekts „Ich-Land“ strukturierte. Diese markante Wortbildung kann zurückgeführt werden auf „No Man is an *Iländ*“ („Kein Mensch ist eine Insel“), dem in seiner Originalschreibweise von 1623 (ohne „s“) noch eindringlicheren Vers des Londoner Dichters John Donne.<sup>01</sup> Mit ihm lässt sich das Paradigma praktisch-humanistischer Selbstbehauptung und -optimierung, das später in so wirkmächtigen Inselparabeln wie Daniel Defoes Roman „Robinson Crusoe“ von 1719 zum Ausdruck kam, treffend auf den Punkt bringen.

Auch eine weitere Begriffsschöpfung basiert auf einem Inselentwurf: Das Buch „Utopia“ des Londoner Humanisten Thomas Morus hatte 1516 das anschauliche Bild einer idealen Gesellschaft entfaltet und nicht nur den fiktiven Inselstaat gleichen Namens, sondern gleich ein ganzes Genre modelliert. Ein Jahrhundert später orientierte sich der Londoner Wissenschaftsphilosoph Francis Bacon am vielleicht bekanntesten „Nicht-Ort“ – so die wörtliche Bedeutung des Kunstworts „Utopie“ – der Antike: In der Erzählung „Nova Atlantis“ („Neu-Atlantis“) präsentierte er 1627 seine Vision eines modernen Wissenschaftsbetriebs am Beispiel einer insularen „Denkfabrik“ im Pazifik, an den neuen Rändern der bekannten Welt.

Ferne Inselutopien wie diese waren Variationen über die eintreffenden Nachrichten kolonialer Landnahmen und geglückter missionarischer Landgänge. Sie weiteten und festigten den globalen Selbstentwurf einer europäischen Vorstellungswelt gleichermaßen. War Odysseus, seefahrender Held aus der griechischen Mytho-

logie, noch nach Ithaka zu Penelope, an Heim und Herd, zurückgekehrt, so endete Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens barocker Schelmenroman „Simplicissimus“ von 1668 auf einer einsamen Insel im Indischen Ozean mit der zeichenhaften Aneignung derselben durch den Logos (in seiner mehrfachen Bedeutung als „Wort“ und „Verstand“): Den lokalen Pflanzenbestand flächendeckend mit frommen Versen und Lebensbildern verzierend, schuf sich die weitgereiste Titelfigur hier ein begehbares botanisches Archiv des Wissens und Erinnerns, ein „Schriftparadies“.<sup>02</sup>

Die Realität war indes oft weniger poetisch und die Inseln auch nicht „leer“: Als der spanische Jesuit Diego Luis de Sanvitores im selben Jahr als Anführer einer Gruppe von Missionaren, Soldaten und Helfern an der Küste der Pazifikinsel Guam anlandete – eine sprachkundige Vorhut hatte das Terrain zuvor sondiert und Kontakte angebahnt –, bestand seine erste Amtshandlung darin, ein Kreuz in den feuchten Sand zu rammen und vor den Augen der interessierten Lokalbevölkerung eine Messe zu feiern.<sup>03</sup> Das Eiland und seine Bewohner\*innen wurden so für „Gott“ und „Spanien“ in Besitz genommen; im Vergleich zu Grimmelshausen mit einer deutlich evidenteren Symbolik. Die damit einsetzende koloniale Eroberung Guams entsprang, obgleich vom spanischen Königshaus unterstützt, originär dem persönlichen Missionsprojekt eines Einzelnen: In Sanvitores’ „Ich-Land“-Entwurf, der Gestalt angenommen hatte, nachdem er die Region 1662 auf der Überfahrt von Mexiko nach Manila passiert hatte, stellte die Insel einen eschatologisch aufgeladenen Zwischenort dar, eine Schwelle zwischen Diesseits und Paradies.<sup>04</sup> Als diese individuelle Variante insularer Sinnstiftung 1672 mit dem Märtyrertod des Missionars einen frühen Abschluss fand, war das Territorium bereits so weit in das imperiale Projekt „Neuspanien“ (ein von Mexiko-Stadt aus gerichtetes spanisches

Verwaltungsgebiet) eingegangen, dass die Inselgruppe der Marianen sukzessive unter Aufwendung zusätzlicher militärischer und missionarischer Ressourcen unterworfen und reorganisiert wurde. Bis 1898, als die Insel in US-amerikanischen Besitz übergang, blieb Guam so Teil des spanischen Kolonialreichs.

## ISLAND STUDIES ALS FORSCHUNGSPROGRAMM

Das Potenzial von Inseln als „heuristischen Denkfiguren“<sup>05</sup> erschöpft sich indes nicht im Nachzeichnen von (dislozierten) Inseldiskursen und ihren (lokalisierbaren) Auswirkungen. Auf der anderen Seite leitet auch eine Essenzialisierung des Ortes „Insel“ fehl, also die Reduzierung auf natürliche, vermeintlich wesenseigene, unveränderliche Gegebenheiten. Die Popularität einer Reihe inselzentrierter evolutionsbiologischer und ethnologischer Klassiker<sup>06</sup> ließ Inseln fast schon zu einem fixen Prinzip und zu Angelpunkten der Wissenschaft werden. Lange strukturierte so auch das statische Modell der Insel als eines (ab)geschlossenen Ökosystems die Ausrichtung inselbiogeografischer Artenschutzprojekte,<sup>07</sup> bevor „Biodiversität“ zu einem dynamischeren, übergreifenden Leitbegriff werden konnte.<sup>08</sup> Jenseits suggestiv geprägter Forschung, die Inseln entweder als „Fokus“ versteht – oft genug auch als „Topos“ (griech. „Ort“), in einem von feststehenden

Begrifflichkeiten geprägten Reden über Inseln – oder als „Locus“ (lat. „Ort“) – der Verabsolutierung einer geografischen Bedingung als Erfahrung vor Ort –, mehren sich mittlerweile die Forderungen nach einem „archipelagischen Denken“.<sup>09</sup>

Als wichtiger Denkanstoß mag hier die postmoderne Zersplitterung und spielerische Dekonstruktion althergebrachter Gewissheiten gewirkt haben, zum Ausdruck gebracht etwa in der provozierenden Überspitzung „No Island Is an Island“ (2000) des italienischen Kulturhistorikers Carlo Ginzburg.<sup>10</sup> Ein Forum für methodische Überlegungen in diese Richtung – wie auch für die Präsentation von Forschungsergebnissen – bietet seit 2006 das halbjährlich erscheinende, internationale „Island Studies Journal“, eine frei zugängliche digitale Fachzeitschrift, die vom Institute of Island Studies der kanadischen University of Prince Edward Island betreut wird. Sie führt das gleichnamige junge Forschungsfeld an, das sich gegenwärtig an der Profilierung der erkenntnistheoretischen Versprechen vorzugsweise kleinerer Inseln versucht.

Das im Entstehen begriffene Fach mit der Bezeichnung „Island Studies“ empfängt dabei Impulse aus ganz unterschiedlichen Disziplinen, was für eine gewisse Heterogenität und Anzahl an Debatten sorgt. Die Bandbreite behandelter Aspekte ist folglich vielfältig und reicht, um nur einige Beispiele zu nennen, von den verkehrspolitischen Herausforderungen Hongkongs bis hin zu den „Island Studies“ als explizit „dekolonialem Projekt“, von den Auswirkungen des Klimawandels auf Inseln in vergleichender, interdisziplinärer Perspektive bis hin zu den wirtschaftlichen Möglichkeiten von Inseln zwischen kooperativen Gegenentwürfen zu patriarchalen Wirtschaftsverhältnissen und ihrer Funktion als Finanzparadiese in einem „archipelagisch“ strukturierten Weltwirtschaftssystem. Für den Moment entfällt das Gros der Beiträge auf die Sozialwissenschaften, doch besteht Aussicht darauf, dass über die Thematik „Inseln“ generell die Geistes- und Naturwissenschaften in einen gegenstandsorientierten Austausch treten könnten.

**01** John Donne, *Devotions Upon Emergent Occasions*, hrsg. u. kommentiert von Anthony Raspa, New York–Oxford 1987, S. 87.

**02** Marcel Krings, Im Wald der Schrift. Poetologische Botanik in Grimmelshausens *Simplicissimus*, in: *Euphorion* 4/2017, S. 445–460, hier S. 460.

**03** Vgl. Alexandre Coello de la Rosa, *Jesuits at the Margins. Missions and Missionaries in the Marianas (1668–1769)*, New York–Abingdon 2016, S. 32; Robert F. Rogers, *Destiny's Landfall. A History of Guam*, Honolulu 1995, S. 58–73.

**04** Vgl. Ronald Stade, *Pacific Passages. World Culture and Local Politics in Guam*, Stockholm 1998, S. 10.

**05** Elaine Stratford et al., *Conversations on Human Geography and Island Studies*, in: Elaine Stratford (Hrsg.), *Island Geographies. Essays and Conversations*, New York–Abingdon 2017, S. 144–159, hier S. 151.

**06** Vgl. z. B. Charles Darwin, *On the Origin of Species*, London 1859; Margaret Mead, *Coming of Age in Samoa*, New York 1928.

**07** Siehe dazu auch den Beitrag von Rebecca Hofmann und Uwe Lübken in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

**08** Vgl. Libby Robin, *No Island Is an Island*, 18. 12. 2014, <https://aeon.co/essays/island-mindedness-has-no-place-in-a-cosmopolitan-age>.

**09** Elaine Stratford et al., *Envisioning the Archipelago*, in: *Island Studies Journal* 2/2011, S. 113–130, hier S. 120; vgl. Owe Ronström, *Finding Their Place: Islands as Locus and Focus*, in: *Cultural Geographies* 2/2013, S. 153–165.

**10** Carlo Ginzburg, *No Island Is an Island. Four Glances at English Literature in a World Perspective*, New York 2000.

## MULTIPERSPEKTIVISCH- ARCHIPELAGISCHES DENKEN

In neueren Studien werden Inseln differenzierter als „archipelagisch“ entworfen, als „Beziehungsgeflechte“<sup>11</sup> inklusive ihres „Hinterlands“.<sup>12</sup> Über einen schematischen Zentrum-Peripherie-Dualismus hinaus tritt ein Pluralismus sich überlagernder Prozesse und Räume in den Vordergrund.<sup>13</sup> Überspitzt gesagt: Das Eiland ist ein Archipel.

Um diesen Gedanken nicht beliebig erscheinen zu lassen, bedarf es der Methodisierung: „Ein Archipel umfasst eine Inselgruppe einschließlich des dazwischen liegenden Gewässers.“<sup>14</sup> Ausgehend von dieser Standarddefinition könnte „archipelagisch“ bedeuten, die vermeintliche Evidenz „Insel“ – ein zeichenhaft und isoliert aus dem uniformen Blau des Gewässers aufragender Monolith – aufzubrechen und für den Kontext zu erschließen. Archipelagische Konstellationen – und damit eben auch Inseln – sind so als verflochten und zugleich offen zu denken, als modular-anchlussfähig. Sie können Beziehungen aufzeigen – vom interinsularen Austausch bis zur Einbindung in globale Prozesse –, Asymmetrien offenlegen und vor allem Multiperspektivität beanspruchen. Die Insel ist nicht selbst-evident, es ist die Perspektive, die Mobilität, die die Insel konstituiert.<sup>15</sup> Über die Frage nach der „richtigen“ Berücksichtigung der historisch oft subalternen, indigen-originiären Inselperspektive jenseits der Fortsetzung extern-kolonialer Überformungen wird innerhalb des Forschungsfelds kontrovers diskutiert, wie der Ethnologe Adam Grydehøj, Herausgeber des „Island Studies Journal“, unlängst in zwei durchaus selbstkritischen Beiträgen offenbarte.<sup>16</sup>

**11** Michael Borgolte/Nikolas Jaspert, *Maritimes Mittelalter – Zur Einführung*, in: dies. (Hrsg.), *Maritimes Mittelalter. Meere als Kommunikationsräume*, Ostfildern 2016, S. 9–34, hier S. 19.

**12** Godfrey Baldacchino, *The Coming of Age of Island Studies*, in: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie* 3/2004, S. 272–283, hier S. 273.

**13** Vgl. Markus P. M. Vink, *Indian Ocean Studies and the „New Thalassology“*, in: *Journal of Global History* 1/2007, S. 41–62.

**14** Andreas Mieth/Hans-Rudolf Bork, *Inseln der Erde. Landschaften und Kulturen*, Darmstadt 2009, S. 15.

**15** Vgl. Stratford et al. (Anm. 5), S. 157. Siehe auch den Beitrag von Arndt Kremer in dieser Ausgabe (Anm. d. Red.).

**16** Vgl. Adam Grydehøj, *Editorial: A Future of Island Studies*, in: *Island Studies Journal* 1/2017, S. 3–16; ders., *Hearing Voices: Colonialism, Outsider Perspectives, Island and Indigenous Issues, and Publishing Ethics*, in: *Island Studies Journal* 1/2018, S. 3–12.

## GUAM

Auch in der Geschichte Guams finden sich oft genug fixe Zuschreibungen. Die Aufforderung zu einem archipelagischen Denken aufgreifend, sollen diese im Folgenden problematisiert und eine nachträgliche multiperspektivische Öffnung der Geschichte der Insel versucht werden.

Als prototypisch für das schematische Bild Guams könnte Antonio Pigafetta genannt werden, Chronist der Magellan'schen Weltumsegelung und damit auch der paradigmatischen „Entdeckung“ der Insel und ihrer Bevölkerung 1521 nach einer strapaziösen Pazifiküberquerung. Der italienische Beobachter schrieb, dass die Einwohner\*innen der Inselregion „bevor sie uns sahen, glaubten, die einzigen Menschen auf der Erde zu sein“.<sup>17</sup> Diese chauvinistische Akzentuierung der wechselseitigen „Entdeckungsleistung“ in seinem viel gelesenen Reisebericht machte aus der Lokalbevölkerung ignorante Inselbewohner\*innen: Indem ihre Insularität (lies: Isolation) enthüllt, ihr aufgedecktes, unzulängliches Dasein für „das Wissen“ erschlossen wurde, konnte gleichzeitig der eigene Wissensvorsprung behauptet werden. Im Vergleich mit der ein Jahrhundert später entstehenden Bacon'schen Inselutopie fällt auf, dass sich dort eine genaue Umkehrung dieser Asymmetrie findet, ist es doch dort die Inselbevölkerung, die bestens über das Geschehen im Rest der Welt unterrichtet ist, wohingegen die Außenwelt nicht einmal Kenntnis von der Existenz dieses Eilands besitzt.

Stigmatisierender als das Entdeckungsnarrativ war wohl noch die Namensgebung, die Magellan und seine Mitreisenden vornahm: Der Umstand einer konfliktreichen Erstbegegnung, die von kulturellen Missverständnissen und Gewalt geprägt gewesen war, schlug sich in Pigafettas Nacherzählung in einer Diffamierung der Inselbewohner\*innen als „Diebe“ nieder, weshalb sich – trotz neuerer, konkurrierender Toponyme wie „Marianen“ – noch bis ins 20. Jahrhundert auch die Bezeichnung „Ladronische Inseln“ (vom spanischen *ladrones* für „Diebe“) für die

**17** Zit. n. Oscar Koelliker, *Die erste Umsegelung der Erde durch Fernando de Magallanes und Juan Sebastian del Cano 1519–1522*, München–Leipzig 1908, S. 129f. Vgl. Xavier de Castro/Jocelyne Hamon/Luís Filipe Thomaz (Hrsg.), *Le voyage de Magellan (1519–1522). La relation d'Antonio Pigafetta & autres témoignages*, Bd. 1, Paris 2007, S. 122.

Guam umschließende Inselgruppe halten sollte. Für die Bevölkerung spielte sich im weiteren Kontakt mit durchreisenden Handelsschiffen der Kollektivbegriff „Chamorro“ ein, in Adaption einer Selbstbezeichnung der lokalen Führungsschicht.<sup>18</sup> Als „arme Indianer“ wurden sie wiederum im Kontext der Etablierung einer antispanischen „leyenda negra“ („schwarze Legende“) als zumeist stumme Zeugen für die repressive, rückständige Kolonialpolitik Spaniens ins Feld geführt.<sup>19</sup> Im vormals ob der spanischen Vorherrschaft gerne als „spanischer Teich“ titulierten Pazifik trumpften nun auch andere Großmächte auf, allen voran das Vereinigte Königreich, das seinerseits mit Kriegsschiffen und Narrativen Politik machte.

Das heißt nicht, dass den Stimmen der Chamorro in englischen Reiseberichten – wie jenem über George Ansons längeren Aufenthalt auf Tinian, einer Nachbarinsel Guams, im Jahr 1742 – viel Platz eingeräumt worden wäre. Indirekt ist es jedoch durchaus möglich, solche vordergründig eindimensionalen Darstellungen zu multiperspektivieren und eine mitunter im Subtext der Quelle enthaltene Information zum Sprechen zu bringen: So ermöglichte die detaillierte, mit Maßangaben versehene Illustration einer „fliegende[n] Proa“ in „Lord Ansons Reise um die Welt“ einer Gruppe von Chamorro-Aktivist\*innen 2011 den Nachbau eines dieser für das Archipel so charakteristischen Auslegerkanus mit dreieckigem Lateinersegel, das heute die Flagge Guams schmückt.<sup>20</sup> Diese trägt seit 1948 einen blutroten Rand, der mit dem idyllischen Emblem in der Mitte kontrastiert und an das Leid der Inselbevölkerung im Zweiten Weltkrieg erinnern soll. Dass Guam im Verlauf des Pazifikkriegs ins

Fadenkreuz geraten sollte, hatte nicht nur mit der Lage der Insel zu tun, sondern auch damit, dass die Insel 1898/99 in US-amerikanischen Besitz übergegangen war.

## GUAM UND DIE FRAGE DER DEKOLONISATION

Ein archipelagischer Aufriss der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika öffnet den Blick für die „Greater United States“, die über die nordamerikanische Landmasse hinausgehen und auch Guam einschließen.<sup>21</sup> Dessen Bedeutung in seiner Eigenschaft als US-Außengebiet und wichtigem US-Militärstützpunkt wächst sogar ganz beträchtlich, wenn man unter den „Greater United States“ ein „Reich, das hauptsächlich aus Inseln und Überseestützpunkten besteht“,<sup>22</sup> versteht. Die größte und bevölkerungsreichste Insel der Marianen – 167 358 Einwohner\*innen auf einer Fläche von 544 Quadratkilometern, wobei über ein Viertel der Inselfläche dem Militär vorbehalten ist<sup>23</sup> – wurde in der Forschung zuletzt nacheinander als Teil eines „imperialen Archipels“ nach 1898, der „Pacific bloodlands“ des Zweiten Weltkriegs und der „base nation“ von heute wiederentdeckt.<sup>24</sup>

Nachdem Guam als koloniales Projekt auf der „kognitiven Karte“ des spanischen Königreichs zunehmend verblichen war und in der Spätzeit nur noch als Strafkolonie diente, belebte die Insel nach dem nahtlos-kampflosen Übergang in US-Besitz 1898/99 kurzzeitig die amerikanische Vorstellungswelt. Der einflussreiche Marinevordenker Alfred Thayer Mahan hatte in Washington erfolgreich für die Inbesitznahme der Insel lobbyiert, wohingegen sich die ausführenden Marinesoldaten verwundert frag-

**18** Vgl. Ulrike Strasser, *Rome to Guam and Back: The Re-Formation of Chamorro Identity in a Changing World*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 1/2017, S. 212–222, hier S. 215; Frank Quimby, *The Hierro Commerce. Culture Contact, Appropriation and Colonial Entanglement in the Marianas, 1521–1668*, in: *The Journal of Pacific History* 1/2011, S. 1–26, hier S. 11.

**19** Richard Walter, *Des Herrn Admirals, Lord Ansons Reise um die Welt*, neue durchgehends verbesserte und vermehrte Auflage Göttingen 1763, S. 430; vgl. auch David Atienza, *A Mariana Islands History Story: The Influence of the Spanish Black Legend in Mariana Islands Historiography*, in: *Pacific Asia Inquiry* 1/2013, S. 13–29.

**20** Walter (Anm. 19), S. 468, Abb. 20; vgl. Mario Borja, *Our Sakman Story*, 4. 1. 2017, [www.guampedia.com/chamoru-seafaring-lexicon-workshop](http://www.guampedia.com/chamoru-seafaring-lexicon-workshop).

**21** Daniel Immerwahr, *The Greater United States: Territory and Empire in U.S. History*, in: *Diplomatic History* 3/2016, S. 373–391; vgl. auch Brian Russell Roberts/Michelle Ann Stephens, *Archipelagic American Studies. Decolonizing the Study of American Culture*, in: dies. (Hrsg.), *Archipelagic American Studies*, Durham–London 2017, S. 1–54.

**22** Immerwahr (Anm. 21), S. 390.

**23** Guam, 12.7.2018, <https://www.cia.gov/library/publications/resources/the-world-factbook/geos/gq.html>.

**24** Lanny Thompson, *Imperial Archipelago. Representation and Rule in the Insular Territories under U.S. Dominion after 1898*, Honolulu 2010; Immerwahr (Anm. 21), S. 387; David Vine, *Base Nation. How U.S. Military Bases Abroad Harm America and the World*, New York 2015.

ten: „Wieso Guam, wo liegt das überhaupt, und was wollen wir damit?“<sup>25</sup> Wechselnde Gouverneure der US-Marine regierten die Insel und ihre Bewohner\*innen in der Folge selbstherrlich mit entwicklungs-diktatorischem Impetus oder chauvinistischem Desinteresse, ihr persönliches Regiment als zivilisatorisches Projekt verstehend, das vor allem die Macht des mittlerweile eng mit der Chamorro-Kultur verwobenen Katholizismus brechen sollte.<sup>26</sup> Vorsichtige Versuche einer insularen Selbstermächtigung wurden weiterhin abgewiesen, erst mit der von Washington gewährten Liberalisierung infolge des Organic Act von 1950 konnte eine – wenn auch weiterhin begrenzte und stets unter Vorbehalt schwebende – Selbstverwaltung entstehen, deren Ausgestaltung bis heute für Spannungen sorgt. So besitzt die Guamer Vertretung im US-Repräsentantenhaus kein Stimmrecht und die Bewohner\*innen Guams trotz amerikanischer Staatsbürgerschaft kein Wahlrecht bei den Präsidentschaftswahlen. Die US-Verfassung gilt somit nur eingeschränkt, was Guam unverändert in einem subalternen politisch-rechtlichen Zwischenstatus als „unincorporated territory“ schweben lässt.<sup>27</sup>

In seiner letzten Rede zur Lage der Insel drohte Gouverneur Eddie Calvo am 13. Februar 2018 fast schon mit einer Art Guamer Unabhängigkeitserklärung, indem er provokant die Ungerechtigkeiten, denen sich seine Insel fortwährend ausgesetzt sähe, mit der Situation am Vorabend des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs verglich: „Meine Damen und Herren, ich frage mich, wie Thomas Jefferson und Joseph Warren, würden sie heute leben, auf diese ‚taxation without representation‘ reagieren würden.“<sup>28</sup> Auch wenn solche Forderungen nach einer „Dekolonisation“ Guams bisweilen takti-

chem Kalkül geschuldet sind, birgt die Rede des Gouverneurs durch die Anrufung der Gründerväter der USA gegen das „Mutterland“ ein paradigmatisches postkolonial-emanzipatorisches Potenzial, das über das bloße rhetorische Manöver hinausgeht.

## GUAM UND DER VERSUCH DER (SELBST-)VERORTUNG

Im Sommer 2017 – auf der Höhe des kriegsrhetorischen Schlagabtauschs zwischen US-Präsident Donald Trump und dem nordkoreanischen Machthaber Kim Jong Un – hatte sich Calvo warnend gegen eine die Insel überwölbende Darstellung in den Medien gewandt mit dem Hinweis, dass es sich bei Guam nicht bloß um einen Militärstützpunkt handele, sondern hier auch Menschen lebten.<sup>29</sup> Tatsächlich wurde die Insel – „eine Obskurität irgendwo da draußen im riesigen blauen Bereich des Globus“, wie die „New York Times“ schrieb<sup>30</sup> – in der damaligen Berichterstattung häufig auf ihre Lage reduziert: Auf Kartenausschnitten, die die Entfernungen zwischen Guam und Washington respektive Pjöngjang illustrieren sollten, erschien die Insel maßstabsgetreu unsichtbar als blauer Punkt, der nur abstrakt durch eine über das blaue Meer gelegte Einkreisung als Land ausgewiesen wurde.

Diese eher simuliert-entworfene denn erfahrene Lage Guams hat ihre historischen Vorläufer: So fungierte der Archipel als regelmäßiger Zwischenhalt zur Orientierung und Proviantierung auf der Route der sogenannten „Manila-Galeonen“, die jahrhundertlang den Seehandel zwischen Ostasien und Mittelamerika prägten. Später diente die Insel als Kohlestation, als Durchgangspunkt des 1903 eingerichteten ersten transpazifischen Telegrafenkabels sowie als Tankstopp entlang der ersten Linienflugverbindung über den Pazifik ab 1936. Auch die amerikanischen Kriegsschiffe kaperten die Insel 1898 quasi nebenbei, unterwegs von Hawaii zu den Philippinen. Als „einsamer Außenposten, den wir nie richtig befestigt haben“, wurde Guam im Zweiten Weltkrieg rasch von Japan

**25** Zit. nach Brief von George A. Courtright an Warren Reed West, 18.2.1941, [www.history.navy.mil/research/publications/documentary-histories/united-states-navy-s/the-capture-of-guam/warrant-officer-geor/\\_jcr\\_content.html](http://www.history.navy.mil/research/publications/documentary-histories/united-states-navy-s/the-capture-of-guam/warrant-officer-geor/_jcr_content.html).

**26** Vgl. Vicente M. Diaz, *Repositioning the Missionary: Rewriting the Histories of Colonialism, Native Catholicism, and Indigeneity in Guam*, Honolulu 2010; siehe auch Strasser (Anm. 18).

**27** Vgl. Moritz Pöllath, *Revisiting Island Decolonization: The Pursuit of Self-Government in Pacific Island Politics under US Hegemony*, in: *Island Studies Journal* 1/2018, S. 235–250, hier S. 237; Michael Lujan Bevacqua/Elizabeth Ua Cealligh Bowman, *Guam*, in: *The Contemporary Pacific* 1/2018, S. 136–144.

**28** Governor Calvo Delivers His Final State of the Island Address, 20.2.2018, [www.kuam.com/story/37491190/2018/02/Tuesday/governor-calvo-delivers-his-final-state-of-the-island-address](http://www.kuam.com/story/37491190/2018/02/Tuesday/governor-calvo-delivers-his-final-state-of-the-island-address).

**29** Guam Governor Says North Korea's Talk of Revenge Is no Threat, 9.8.2017, [www.reuters.com/article/us-northkorea-missiles-usa-guam-governor-idUSKBN1AP0AV](http://www.reuters.com/article/us-northkorea-missiles-usa-guam-governor-idUSKBN1AP0AV).

**30** Doug Mack, *Guam Is Suddenly in the News. But What Is It Like to Travel There?*, 18.8.2017, <https://nyti.ms/2v7bGo4>.

besetzt – ein Versäumnis, das der damalige US-Präsident Franklin D. Roosevelt am 23. Februar 1942 in einer Radioansprache thematisierte, in der er die Amerikaner\*innen auch über die strategische Bedeutung der unzähligen Inseln im Pazifik aufklärte, selbst wenn diese „auf den meisten Karten nur als kleine Punkte oder gar nicht erscheinen“ würden. 1944 wurde Guam im Zuge der „Island-Hopping“-Gegenoffensive wieder erobert und zu einem wichtigen militärischen Knotenpunkt ausgebaut. Mit Atomwaffen ausgerüstet funktionierte der „Wachhund“<sup>31</sup> Guam als vorgelagerte Drohkulisse im Kalten Krieg. Andererseits bot sich die Insel als „intermediate place“, als „Zwischenort“, so US-Außenminister John Foster Dulles am 26. Juli 1953 in einem Telegramm an die US-Botschaft in Südkorea, auch für amerikanisch-asiatische Gesprächstreffen an. Politiker auf der Durchreise schienen dabei stets bemüht, dem Vorurteil entgegenzutreten, sie sähen in Guam nur „einen bequemen Zwischenstopp auf dem Weg nach woanders“, wie es der damalige US-Präsident Ronald Reagan während eines Stopovers 1984 ausdrückte.

Als Richard Nixon, einer seiner Vorgänger, 1972 über Guam nach China reiste, sprach die Lokalzeitung selbstbewusst vom privilegierten Beobachterstatus der Insel als „Aussichtspunkt“,<sup>32</sup> stets den gegenwärtigen Stand der US-Asienpolitik beaufsichtigend. In der Gegenrichtung wickelte Guam unter Nixons Nachfolger Gerald Ford nach dem Fall der südvietnamesischen Hauptstadt Saigon im letzten Akt des Vietnamkriegs 1975 einen großen Teil des Flüchtlingsstroms aus Südostasien in die Vereinigten Staaten ab. Die folgenden Jahrzehnte brachten eine Abschwächung der militärischen Sinnbeleh-

nung Guams mit sich, wodurch sich die Insel erfolgreich als Tourismusdestination neu erfinden konnte und zwischenzeitlich sogar als „neues Hongkong“<sup>33</sup> gehandelt wurde. Dieser immer wieder von Krisen unterbrochene Trend der Demilitarisierung und Prosperität wurde spätestens mit der seit einigen Jahren geplanten Modernisierung der militärischen Infrastruktur im Marianen-Archipel widerrufen oder zumindest entkoppelt. Guam fand sich so im „Wendekreis“ des von US-Präsident Barack Obama in seiner ersten Amtszeit ausgerufenen „Schwenks nach Asien“ wieder. Das Raketenabwehrsystem, das die Insel seit 2013 virtuell beschirmt, symbolisiert diese erneuerte militärische Überformung. Dagegen wenden sich zivilgesellschaftliche Gruppen, die in ihren Anliegen (Demilitarisierung, Dekolonisation, Umweltschutz) nicht insularisiert bleiben, sondern sich vielmehr archipelagisch vernetzen und Anschluss suchen sowohl an die Chamorro-Diaspora (Hawaii, Westküste der USA) als auch zu gleichgesinnten Bewegungen an anderen Brennpunkten des Protests im pazifischen Raum.<sup>34</sup>

Die Inseln des Pazifiks sind so gegenwärtig Schauplatz einer strapazierten Beziehung zwischen Vereinigten Staaten und Außengebieten – amerikanischer „Kriegsspiele“<sup>35</sup> und forscher Guamer Selbstentwürfe – wie auch weltpolitischer Konstellationen; zumal am Horizont immer deutlicher die Möglichkeit künstlicher Inseln aufscheint.<sup>36</sup> Ein archipelagischer Blick kann helfen, diese Spannungsfelder sichtbar zu machen. Die hier neu entworfene Strategie des „Inselnspringens“ hatte schließlich nicht nur die epochalen Fahrten der Phönizier\*innen, Wikinger\*innen und Polynesier\*innen angeleitet, sondern auch die europäische Expansion, Inseln und Inselentwürfe als „geistige Trittsteine“ auslegend.<sup>37</sup>

**31** Charles Beardsley, *Guam. Past and Present*, Tokio–Rutland 1964, S. 247. Zum kolonialen Subtext dieser Allegorie – Guam als „Wachhund“ an der Leine der USA – vgl. Camilla Fojas, *Islands of Empire. Pop Culture and U.S. Power*, Austin 2014, S. 181.

**32** *Our Wish of Godspeed as Nixon Heads West*, *Pacific Daily News*, 21. 2. 1972.

**33** *Could Guam Be Another Hong Kong?*, *New York Times*, 27. 7. 1983.

**34** Vgl. Tiara R. Na’puti/Michael Lujan Bevacqua, *Militarization and Resistance from Guåhan: Protecting and Defending Págat*, in: *American Quarterly* 3/2015, S. 837–858.

**35** *Ebd.*, S. 837.

**36** Vgl. dazu auch den Beitrag von Julian Dörr und Olaf Kowalski in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

**37** John Gillis, *Islands of the Mind. How the Human Imagination Created the Atlantic World*, New York 2004, S. 62.

## JAN-MARTIN ZOLLITSCH

studiert Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin.

zollitsch@hu-berlin.de

# EINE WELT FÜR SICH

## Die Insel als literarischer und sprachlicher Grenz- und Denkraum

*Arndt Kremer*

Fühlen Sie sich zurzeit überarbeitet, abgespannt, erschöpft? Sehnen Sie sich nach einem Urlaub ohne Stress und Termine, fern vom Alltag, am besten am sonnenverwöhnten Palmenstrand? Dann sind Sie vielleicht „reif für die Insel“. Im Musikvideo zum gleichnamigen Song spielt der österreichische Popsänger Peter Cornelius 1981 einen frustrierten Büroangestellten, der davon träumt, seiner monotonen Existenz und beruflichen Routine durch den Flug auf eine Insel zu entfliehen, die als ein exotisch-friedliches Paradies aus Palmen und Stränden im Sonnenuntergang dargestellt wird.<sup>01</sup> Der Erfolg des Lieds machte die Phrase im deutschsprachigen Raum berühmt: Die Redewendung drückt eine Situation aus, in der jemand dringend eine Auszeit vom Alltagsstress benötigt. Die Werbe- und Tourismusindustrie hat sich dieses Stereotyps von der sorgenfreien Sonneninsel als Ort der angenehmen Abgeschiedenheit und Entspannung gekonnt bemächtigt – vom „Summer Dreaming“ einer bekannten Rum-Marke<sup>02</sup> bis hin zu beständig wiederholten Bildern vom Traumurlaub auf den Malediven – und so dazu beigetragen, unser Alltagsverständnis des Begriffs „Insel“ zu prägen.

In diesem Beitrag zeichne ich nach, wie das Alltagsverständnis des Inselbegriffs literarisch bearbeitet wird und die so entstehenden Denkfiguren wiederum das Alltagsverständnis prägen. Im zweiten Schritt untersuche ich die Raumkonzepte, an die diverse Inselbegriffe gebunden sind, bevor ich am Beispiel sogenannter Sprachinseln aufzeige, wie schwierig die Abgrenzung zwischen vorgestellten und realen Inselräumen mitunter sein kann.<sup>03</sup>

### INSELN IN DER LITERATUR

Im Begriff der Insel schwingt eine Vielzahl von Konnotationen mit, die mit verschiedenen Bildern oder Topoi in der klassischen Kultur und der

Populärkultur verbunden sind. Viele davon, wie etwa das Bild der Insel als Paradies, als Zufluchtsort oder das Bild der einsamen Insel, sind literarischen Ursprungs.<sup>04</sup> Wegweisend für die Entwicklung dieser Inselbilder sind Platons Beschreibung der Insel Atlantis in seinen Dialogen „Timaios“ und „Kritias“ aus dem 4. Jahrhundert vor Christus sowie Thomas Morus' „Utopia“ von 1516: Sie sind Projektionen für ideale Gesellschaften in fiktionalen Settings oder Utopien, also „Nicht-Räume“ im ursprünglichen Sinne des Wortes. Auch Homer hatte eine Faszination für Inseln: In seinen epischen Liedern wimmelt es nur so von insulären Sirenen, Zyklopen und Hydras. Sein König Odysseus versucht auf der kargen Insel Ithaka vergeblich, sich der Teilnahme am großen Krieg gegen Troja zu verweigern, indem er den Verrückten spielt<sup>05</sup> – nur um nach dem Fall Trojas an die Inselufer der obskuren Göttin der Magie, Kirke, geworfen zu werden.<sup>06</sup> Neben William Shakespeares Drama „The Tempest“ (1610/11), das auf einer abgelegenen Insel spielt, trug vor allem auch Daniel Defoes Roman „Robinson Crusoe“ (1719) um einen mittelständischen Kaufmannssohn und Zivilisationsflüchtling, der es schafft, auf einer einsamen Insel mit einfachsten Mitteln zu überleben, wesentlich zur Entwicklung mentaler Inselbilder bei.

Es gibt jedoch auch verschiedene fiktionale Werke, die die dunkle Seite der Insularität enthüllen und die Insel als Ort des Grauens, der Apokalypse, Dystopie und Ausbeutung porträtieren: Wichtig in diesem Zusammenhang ist beispielsweise Franz Kafkas parabolische Kurzgeschichte „In der Strafkolonie“ (1919), in der die Insel den Ort für das grausame Schauspiel einer altmodischen Diktatur der Schuld bildet. Zentral für die negative Inselmetapher in der Literatur sind auch H. G. Wells' apokalyptische Szenarien auf Inseln voller animalischer Mutanten wie in seinem Science-Fiction-Roman „The Island of Dr. Moreau“ (1896). Gerade-

zu paradigmatisch für die Insel als Allegorie für die brutalen Energien menschlicher Gruppen gegenüber Außenseitern ist William Goldings „Lord of the Flies“ (1954). Selbst in der Kinderliteratur wird ein Gefühl für die abenteuerliche Insel als Ort tödlicher menschlicher Macht- und Besitzkämpfe verarbeitet, beispielsweise in Robert Louis Stevensons Roman „Treasure Island“ (1883). Und nicht zuletzt wird das Thema der Insel in modernen Werken wie Christian Krachts umstrittenen Roman „Imperium“ (2012) wiederbelebt, der die Problematik des deutschen Kolonialismus facettenreich beleuchtet. All dies sind nur ausgewählte Beispiele für literarische Verarbeitungen von Inselmetaphern – die Liste ließe sich fast beliebig fortsetzen.

Die Vorstellungen von Inseln werden in die Literatur eingeschrieben, durch die Volkskultur umgestaltet und aufgeführt und in der (touristischen) Werbung und Unterhaltung zelebriert. Der Begriff „Insel“ vermittelt also viel mehr als die bloße geografische Tatsache eines von Wasser umgebenen und begrenzten Landes. Er sagt auch mehr aus als das politisch-territoriale Faktum, dass ein Viertel der von den Vereinten Nationen anerkannten Staaten (47 von 193) Inselstaaten sind. Inseln sind in einem viel weiteren Sinne Welten für sich, wenn auch meistens kleine. „Insularität“ dient als Begriff, um all diese Konnotationen, Wahrnehmungen, Repräsentationen und Konstruktionen zu konzeptualisieren; „Insularisierung“ bezieht sich auf den Prozess der Verinselung selbst. Das Studium von Inseln bietet nicht nur eine hervorragende Forschungspraxis auf mikrokosmischer Ebene, um kulturelle, soziale und ökonomische Einflüsse und Phänomene aufzu-

decken, die in größeren, nicht-isolierten Räumen nicht oder nicht länger zu finden sind; Inseln können auch die Wechselfälle und Misserfolge menschlicher Gesellschaften und Politik im Allgemeinen aufzeigen.<sup>07</sup> Seit einigen Jahren finden sie wieder vermehrt Aufmerksamkeit im mittlerweile etablierten Forschungsfeld der Nissologie beziehungsweise Island Studies, das interdisziplinär ist und sein muss, da es Fragen und Methoden der Soziologie, Biogeografie, Anthropologie, Politik-, Umwelt-, Kultur- und Sprachwissenschaft untersucht.“<sup>08</sup>

## INSELN ALS SOZIALE RÄUME

Ohne Vorstellungen dessen, was „Raum“ bedeutet oder bedeuten kann, blieben Begriffe wie „Insel“ oder „Verinselung“ leer. Raum ist zweifellos eine umstrittene Kategorie, weil der Begriff so vieldeutig ist und unter sehr unterschiedlichen Gesichtspunkten betrachtet werden kann: Zum einen kann Raum verstanden werden als physischer Ort und damit als grundlegende geografische Größe eines städtischen, ländlichen, regionalen oder nationalen Territoriums. Darüber hinaus kann der Raum im kulturellen oder sozialen Bedeutungssinn heilig oder profan, virtuell oder real sein, er kann begrenzt und grenzenlos sein, sogar physisch, wie bei der Theorie eines unendlich expandierenden Universums. Räume können projiziert, dargestellt, reproduziert, vorgestellt werden, sie lassen sich aneignen, angreifen und verteidigen, isolieren und verbinden.<sup>09</sup>

Man kann den Schwerpunkt auf die Idee des Raumes als einer relativen und nicht als einer absoluten Einheit legen, die aus sozialen Beziehungen zwischen Individuen besteht und aufgebaut ist und dementsprechend von menschlichen Handlungen und Wahrnehmungen abhängt.<sup>10</sup> Genau dies, die unvermeidliche Verbindung einer Person mit ihrer Umgebung und Umwelt, wird in John Donnes berühmtem Satz „No man

**01** Peter Cornelius, Reif für die Insel, 1981, [www.youtube.com/watch?v=N0HvFv8rR7I&frags=pl%2Cwn](http://www.youtube.com/watch?v=N0HvFv8rR7I&frags=pl%2Cwn).

**02** Das Lied wurde für die Werbung komponiert und erst nach dem großen Erfolg des Werbespots von Kate Yanai als Single veröffentlicht. Für den Werbespot siehe Bacardi Rum Werbung 1988, [www.youtube.com/watch?v=nTAYmMKSlaw&frags=pl%2Cwn](http://www.youtube.com/watch?v=nTAYmMKSlaw&frags=pl%2Cwn).

**03** Dieser Beitrag basiert auf Arndt Kremer, Ready for the Island? Cultural and Linguistic Aspects of Islands and Insularities, in: Ralf Heimrath/Arndt Kremer (Hrsg.), Insularity. Small Worlds in Linguistic and Cultural Aspects, Würzburg 2015, S. 13–21; ders., The Island Within: Theoretical Approaches to Language Islands and the Case of German-Jewish Exiles in Palestine, in: ebd., S. 105–122.

**04** Vgl. Katrin Dautel/Kathrin Schödel (Hrsg.), Insularity. Representations and Constructions of Small Worlds, Würzburg 2016.

**05** Homer deutet Odysseus' Unwillen an der Kriegsteilnahme nur an (Homer, Odyssee 24, 115); ausgeschmückt wird dies erst später, z. B. bei Hyginus Mythographus, Fabulae 95.

**06** Vgl. Homer, Odyssee 10, 569–581.

**07** Vgl. dazu z. B. die Beiträge von Felix Schürmann und Jan-Martin Zollitsch in dieser Ausgabe (*Anm. d. Red.*).

**08** Vgl. z. B. das Island Studies Journal (ISJ) der International Small Island Association mit Sitz in Malta, [www.isisa.org](http://www.isisa.org).

**09** Vgl. Nora Berning/Philipp Schulte/Christine Schwanecke (Hrsg.), Experiencing Space – Spacing Experience: Concepts, Practices, and Materialities, Trier 2014.

**10** Vgl. Markus Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raumes, Frankfurt/M. 2006, S. 48–184.

is an island“ ausgedrückt.<sup>11</sup> Er erinnert an Aristoteles’ wichtiges Diktum, dass ein Mensch als Mitglied der (staatlichen) Gesellschaft *polis* per se ein „Staats-Lebewesen“ oder *zōon politikon* ist.<sup>12</sup> Obwohl die Isolation in und auf einer Insel eine Tatsache und eine psychologische, ökonomische und politische Herausforderung sein kann, sind wir im Grunde nie allein. Ein Robinson Crusoe findet immer einen Freitag, ob dieser existiert oder nicht – denn auch die Erinnerung an den oder die anderen formt einen wichtigen Teil unserer individuellen Identität. Andererseits erfordert die gewohnte Routine des Alltags auch eine innere Abgeschlossenheit, ein angenehmes Ignorieren der Tatsache, dass wir von Leid umgeben sind wie die Insel von Wasser. Ein gewisses Maß an psychischer Verinselung, um die eigene Existenz von den endlosen Tragödien anderer abzugrenzen und zu distanzieren, macht uns den Alltag erst erträglich und möglich. In seinem Roman „American Gods“ (2001) kommt der Fantasy-Autor Neil Gaiman deshalb zu dem Schluss, Donne habe sich geirrt: „Wären wir keine Inseln, wären wir verloren und in den Tragödien des jeweils anderen ertrunken. Wir sind isoliert [...] von der Tragödie anderer, durch unsere Inselnatur.“<sup>13</sup>

Verschiedene Interpretationen von Räumen können hilfreich sein für die Analyse von Inseln als metaphorische Ideen oder räumlich-soziale Repräsentationen: Der Philosoph Michel Foucault betont den plurizentrischen Charakter des Raumes, seine gegensätzliche Vielfalt in immer neu sich entfaltenden Vielräumen („Heterotopien“), während dem Theologen und Soziologen Michel de Certeau zufolge Raum erst durch die Bewegung der Menschen in ihm entsteht.<sup>14</sup> Allein durch die Begrenzung des Meeres zwingen Inseln zum Anhalten, sie werden zu Orten des Wartens, auf ein Schiff, ein Flugzeug, auf die Flaschenpost. Poststrukturalistische Philosophen wie Gilles Deleuze und Jacques Derrida betonen

dagegen den realen und virtuellen Charakter der Insel als Ort der Transformation und Vorstellungskraft.<sup>15</sup> Die Insel steht für den Kontrast zwischen Erde und Wasser, zwischen bewohnten und verlassenen Orten und repräsentiert daher immer eine wechselnde Vielfalt des eigenen Werdens und des Werdens anderer.<sup>16</sup> Als Welt für sich wird die Insel zu einer Plattform zwischenmenschlicher Begegnung, die anderen Gesetzen von Raum und Zeit zu gehorchen scheint, oder, wie es der Schriftsteller Lawrence Durrell ausgedrückt hat: „Inseln (...) sind Orte, an denen unterschiedliche Schicksale aufeinandertreffen und sich in voller Isolation der Zeit kreuzen können.“<sup>17</sup>

## INSELN ALS SPRACHRÄUME

Da Sprache nicht nur für Repräsentation und Vermittlung von Kultur von größter Bedeutung ist, sondern auch für die Formulierung individueller und kollektiver Identitäten,<sup>18</sup> ist es nicht verwunderlich, dass Sprachen oft eine wesentliche Rolle spielen bei der Gründung, Stärkung, Erhaltung und Gefährdung von Inselstaaten. Prozesse und Phänomene der Insularität können deshalb auch linguistisch betrachtet werden, weil topografisch-geografische Grenzen manchmal mit kulturellen und sprachlichen Grenzen übereinstimmen oder in Konflikt stehen.

Sprachinseln sind relativ kleine Minderheitengemeinschaften mit einer bestimmten Sprache in einem spezifischen regionalen oder nationalen Gebiet, das in einem größeren Gebiet, einer anderen Region oder Nation mit einer differenten, oft dominierenden Sprache liegt und zumeist von dieser umschlossen ist.<sup>19</sup> Die Grenzen sind häufig fließend, denn solche Enklaven sind weder autonom noch autark, sondern in ständigem Austausch mit den umliegenden Sprachgebieten und ihren Be-

**11** Die vollständige Passage lautet: „No man is an Iland, intire of itselfe; every man is a peece of the continent, a part of the maine“, John Donne, Meditation XVII, Devotions upon Emergent Occasions, 1624.

**12** Vgl. Aristoteles, Politiká III, 6.

**13** Neil Gaiman, *American Gods*, New York 2002, S. 322.

**14** Vgl. Michel Foucault, *Of Other Spaces, Heterotopias*, in: *Architecture, Mouvement, Continuité* 5/1984, S. 46–49; Michel de Certeau, *The Practice of Everyday Life*. Berkeley 2002; ders., *The Practices of Space*, in: Marshall Blonsky (Hrsg.), *On Signs*, Baltimore 1985, S. 122–145.

**15** Vgl. Stewart Williams, *Virtually Impossible: Deleuze and Derrida on the Political Problem of Islands (and Island Studies)*, in: *Island Studies Journal* 2/2012, S. 215–234.

**16** Vgl. Gilles Deleuze, *Causes et raisons des îles désertes*, in: Gilles Deleuze, *L'île déserte et autres textes: Textes et entretiens 1953–1974*, hrsg. von David Lapoujade, Paris 2002, S. 11–17.

**17** Lawrence Durrell, *Bitter Lemons of Cyprus*, London 2000, S. 20.

**18** Vgl. David Crystal, *Cambridge Enzyklopädie der Sprache*, Berlin 2010, S. 13.

**19** Vgl. Klaus J. Mattheier, *Theorie der Sprachinsel: Voraussetzungen und Strukturierungen*, in: Nina Berend/Klaus J. Mattheier (Hrsg.), *Sprachinselforschung: Eine Gedenkschrift für Hugo Jedig*, Frankfurt/M. et al. 1994, S. 333–348.

wohnern. Die verschiedenen Formen dieses Austausches bringen in der Regel eine funktionale Mehrsprachigkeit innerhalb der Sprachinsel mit sich, da die Bewohner nicht nur innerhalb der Inselgemeinschaft, sondern auch mit den Menschen der Umgebung kommunizieren müssen. Die brüchige Konstellation einer Minderheitensprachgemeinschaft innerhalb einer großen Sprachgemeinschaft wird dabei immer wieder durch eine Sprachenpolitik bedroht, die die sprachliche Identität der Bewohner der Sprachinsel sprachplanerisch bekämpft und diskriminiert.<sup>20</sup> Der Akt der „Sprachreinigung“ wird dabei zum machtpolitischen Mittel, um kulturelle und zuweilen auch territoriale Eigenständigkeiten sprachlicher und kultureller Minderheiten einzuebnen und aufzuheben.<sup>21</sup>

Ein bekanntes historisches Beispiel für das fragile Phänomen der Mehrsprachigkeit ist die jüdische Gemeinde in Czernowitz in der Westukraine, dessen multikulturelle Tradition durch die Ermordung der Juden während des Zweiten Weltkriegs weitgehend verloren gegangen ist. Sprachinsel-Gemeinschaften, die heute gefährdet sind, sind zum Beispiel die rätoromanisch-sprachigen Teile der Schweiz, die Gälisch sprechenden Regionen in Irland oder die kleinen Gemeinden von Sprechern „konservierter“ Idiome in Amerika wie der Mennoniten in Bolivien oder der Amischen in den Vereinigten Staaten.<sup>22</sup> Einige dieser überseeischen Sprachinsel-Gemeinschaften haben sich starke Bindungen zum festländischen Mutterland bewahrt, das als Herkunftsland ein kultureller und linguistischer Bezugspunkt bleibt.

Die Fälle der Schweiz und Irlands zeigen, dass selbst eine stark fördernde nationale Sprachenpolitik gegenüber Sprachminderheiten nicht zwingend dazu führen muss, dass die Sprachvarietäten in diesen Enklaven überleben werden: So sind die Prognosen für das von weniger als 60 000 Spre-

chern alltäglich gesprochene Bündner- oder Rätoromanische in der Schweiz und das von nur noch etwa 66 000 Sprechern als Erstsprache verwendete irische Gälisch schlecht,<sup>23</sup> obwohl sowohl die Schweiz als auch die Republik Irland hier mit beträchtlichen eigenen und EU-Mitteln gegensteuern – und Irisch seit 2007 sogar als offizielle Amtssprache in den EU-Institutionen anerkannt ist. Wie rapide der Sprachverfall voranschreiten kann, zeigt gerade das Irische, das noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts auf der gesamten Insel als Umgangssprache von 3,5 Millionen Menschen gesprochen wurde.<sup>24</sup> Es bleibt letztlich eine offene Frage, ob die besonders seit der Unabhängigkeit Irlands von Großbritannien 1922 einsetzende und teils enorme Aufwertung des Sprachprestiges des Irischen den Sprachverfall langfristig umkehren kann.<sup>25</sup> Ähnliches gilt für das Bündner- oder Rätoromanische, das im Kanton Graubünden neben Deutsch und Italienisch als dritte Amtssprache und in der Schweiz als vierte Landessprache anerkannt ist.<sup>26</sup>

Sprachenpolitik kann Minderheitensprachen fördern, sie kann diese aber auch bekämpfen – so geschehen in Frankreich, wo eine zentralistisch gesteuerte Bevorzugung des Hochfranzösischen kleinere Sprachen wie das Okzitanische oder Bretonische bewusst diskriminiert und Stück für Stück zurückgedrängt hat. Das zeigt sich bis heute: Obwohl in allen, auch den überseeischen Staatsgebieten Frankreichs über 70 Regional- und Minderheitensprachen gesprochen werden und auch in Frankreich selbst einige nennenswerte Sprachinseln wie das Baskische und Okzitanische existieren, ist Französisch die einzige offizielle National- und Amtssprache (*langue de la répu-*

**20** Vgl. zum Zusammenhang von Sprache und Politik Florian Coulmas, *Sprache und Staat: Studien zur Sprachplanung und Sprachpolitik*, Berlin 1985.

**21** Vgl. Susan Gal, *Language and Political Space*, in: Peter Auer/Jürgen Erich Schmidt (Hrsg.), *Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation*, Bd. 1: Theories and Methods, Berlin–Boston 2010, S. 33–50.

**22** Vgl. Peter Wiesinger, *Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebietes: Mittel-, Südost- und Osteuropa*, in: Werner Besch/Ulrich Knoop/Wolfgang Putschke (Hrsg.), *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*, Bd. 1.2, Berlin–Boston 1982.

**23** Vgl. Helen Ó Murchú, *More Facts about Irish*, Bd. 2, Dublin 2014, S. 41.

**24** Vgl. Máirtín Ó Murchú, *Aspects of the Societal Status of Modern Irish*, in: Martin J. Ball/James Five (Hrsg.), *The Celtic Languages*, London 1993, S. 471–490.

**25** Beim Zensus von 2011 gaben zwar über 1,7 Millionen Iren (41,4% der Gesamtbevölkerung) an, Irisch zu sprechen – dies bezieht sich aber nicht auf Muttersprachenkenntnisse und mag der Tatsache geschuldet sein, dass Irisch an allen Schulen ein Pflichtfach ist. Täglich wird Irisch fast nur von Bewohnern der Gaeltacht genutzt, aber auch hier ist die Anzahl der Muttersprachler 2011 im Vergleich zu 1996 um 7% auf 69,5% gesunken; vgl. Ó Murchú (Anm. 24).

**26** Hans Goebel, *Externe Sprachgeschichte der romanischen Sprachen im Zentral- und Ostalpenraum*, in: Gerhard Ernst et al. (Hrsg.), *Romanische Sprachgeschichte: Ein internationales Handbuch zur Geschichte der romanischen Sprachen*, Bd. 1, Berlin–New York 2003, S. 747–773, hier: S. 749.

*blique*) mit Verfassungsrang. Die traditionellen Sprachen werden lediglich als Regionalsprachen (*langues régionales*), nicht jedoch als ethnische Minderheitensprachen angesehen.<sup>27</sup> Entsprechend hat Frankreich die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen des Europarats von 1992, die die historischen Regional- und Minderheitensprachen in Europa schützt und fördert, bis heute nicht ratifiziert.<sup>28</sup>

### (SPRACH-)INSELN ALS DENKRÄUME

Doch auch ohne eine tendenziell oder offen diskriminierende Sprachenpolitik kann eine Mehrheitsgesellschaft das Festhalten einer Minderheit an ihrer Minderheitensprache als Provokation empfinden. Ein historisches Beispiel hierfür ist die Sprachtreue der deutsch-jüdischen Exilanten, die nach 1938 vor nationalsozialistischer Verfolgung nach Israel und Palästina flohen.<sup>29</sup> Die „Jeckes“, wie die aus deutschsprachigen Ländern stammenden aschkenasischen Juden genannt wurden, trafen auf eine relativ geschlossene, sich selbst verwaltende jüdische Gemeinschaft („Jischuw“), die hauptsächlich aus osteuropäischen Juden bestand, die sich oft lange zuvor in Palästina niedergelassen hatten. Zu diesem Zeitpunkt war Hebräisch die dominierende Sprache des Jischuw. Bereits 1914 nutzten etwa 40 Prozent der palästinensischen Juden Ivrit, die revitalisierte und lexikalisch aufgefrischte Variante des traditionellen Hebräisch, als erste Volkssprache; bei den Kindern zwischen zwei und vierzehn Jahren lag der Anteil bei mehr als der Hälfte.<sup>30</sup> Die Situation änderte sich nun: Während die westlichen, akkulturierten Juden in der Vergangenheit in oft herablassender Weise den östlichen oder osteuropäischen, aus Russland, Polen oder der Ukraine stammenden Juden die Segnungen der westeu-

ropäischen Kultur gepriesen hatten, lehrten diese in Palästina nach 1933 den akkulturierten Juden, wie ein „wahrer Jude“ zu sprechen und zu sein habe: hebräisch und zionistisch. Schließlich schienen durch den Nationalsozialismus die deutsche Kultur und als ihr Medium die deutsche Sprache ein für alle Mal diskreditiert. Die osteuropäischen Juden des Jischuw sahen die teils langsamen Fortschritte der Jeckes beim Erlernen des Hebräischen als bewusste Weigerung und begegneten dem zuweilen mit Aggressionen, die sich beispielsweise gegen deutschsprachige Zeitungen in Israel und Palästina richteten.<sup>31</sup>

Die deutschsprachigen Juden reagierten darauf so, wie angefeindete Sprachminderheiten oft reagieren: mit einer Mischung aus Entgegenkommen und Identitätsversicherung, die sich auch in der Bildung von Sprachinseln zeigen kann. Bis 1939 hatte sich ein sehr hoher Anteil deutschsprachiger Juden in bestimmten Städten angesiedelt, vor allem in Tel Aviv, Jerusalem und Haifa.<sup>32</sup> In Jerusalem lebten und arbeiteten viele deutschsprachige Juden in Stadtteilen wie zum Beispiel Rehavia oder in einem Gebiet, das bis heute „das deutsche Viertel“ (*Moshava Germanit*) genannt wird und auf eine frühe deutsche Siedlung aus dem 19. Jahrhundert zurückgeht. Jeckes in Tel Aviv gründeten kleine Viertel mit deutsch-jüdischen Cafés, einer liberalen Synagoge und Buchläden auf Straßen, die sie mit deutsch-hebräischen Komposita benannten, beispielsweise Rehov Ben-Yehuda-Straße. In diesen Arealen kommunizierten die Bewohner weiterhin auf Deutsch. Uri Rapp, ein Lehrer und Dozent, erinnerte sich 1990: „Es gab, vor allem in Tel Aviv und Haifa, eine Enklave, in der man Deutsch sprach. Meine Mutter hat in vierzig Jahren nie Hebräisch gelernt, und sie hat sich in Tel Aviv sehr gut zurechtgefunden.“<sup>33</sup>

Dieses Phänomen blieb auch nach der Gründung des Staates Israel im Jahr 1948 bestehen. In-

**27** Vgl. Proposition de loi sur les langues régionales: le Parti socialiste tombe le masque, Pressemitteilung, 20. 1. 2016, [www.federation-rps.org/2016/01/20/proposition-de-loi-sur-les-langues-regionales-le-parti-socialiste-tombe-le-masque](http://www.federation-rps.org/2016/01/20/proposition-de-loi-sur-les-langues-regionales-le-parti-socialiste-tombe-le-masque).

**28** Vgl. Europarat, Förderung der Charta-Ratifizierung in Frankreich, [www.coe.int/de/web/european-charter-regional-or-minority-languages/forderung-von-charta-ratifizierungen-in-frankreich](http://www.coe.int/de/web/european-charter-regional-or-minority-languages/forderung-von-charta-ratifizierungen-in-frankreich).

**29** Vgl. Michael Volkmann, Neuorientierung in Palästina: Erwachsenenbildung deutschsprachiger jüdischer Einwanderer 1933 bis 1948, Köln–Weimar–Wien 1994, S. 62.

**30** Vgl. Central Bureau of Statistics [Israel], Statistical Abstract of Israel, Jerusalem 1957–58, S. 366.

**31** Vgl. Arndt Kremer, Lost Spaces, Lost in Space: Spatial Memory and Language Attitudes of German-Jewish Immigrants to Palestine, in: Sabine Sander (Hrsg.), *Language as Bridge and Border. Linguistic, Cultural, and Political Constellations in 18<sup>th</sup> to 20<sup>th</sup> Century German-Jewish Thought*, Berlin 2015, S. 155–177, hier S. 162.

**32** Vgl. Einwanderung in Palästina, in: Gideon Greif/Colin McPherson/Laurence Weinbaum (Hrsg.), *Die Jeckes: Deutsche Juden aus Israel erzählen*, Köln–Weimar–Wien 2000, S. 30–43, hier 38.

**33** Zit. in: *Das Sprachenproblem*, in: Anne Betten/Myriam Dunour (Hrsg.), *Wir sind die Letzten. Fragt uns aus: Gespräche mit den Emigranten der dreißiger Jahre in Israel*, Gerlingen 1995, S. 299–341, hier S. 310.

tellektuelle Führer des deutschen Judentums wie der Religionsphilosoph Martin Buber, der Philosoph Hugo Bergmann und der Religionshistoriker Gershom Scholem lebten, permanent oder nur für eine Weile, in diesen relativ kleinen Nachbarschaften, in denen Apotheken, Ärzte und Anwälte, kurzum eine ganze Umgebung, bevorzugt auf Deutsch kommunizierte.<sup>34</sup> Dennoch können die deutschsprachigen Siedlungen in Palästina nicht als typische Sprachinseln bezeichnet werden, da die deutschsprachigen Areale in Jerusalem, Tel Aviv oder Haifa ziemlich partiell, gebrochen und zerstreut waren. Daher fehlten ihnen der starke Zusammenhalt und die eindeutig abzugrenzende Lokalisation – beides Merkmale, die dem Sozialpsychologen John Edwards zufolge zu den Hauptmerkmalen sprachlicher Minderheiten und auch von Sprachinseln gehören.<sup>35</sup> Eben darin unterschieden sie sich beispielsweise von den jiddischsprachigen *Schtetl*-Kulturen in Polen, Russland oder der Ukraine, die in funktionaler Mehrsprachigkeit mit der sie umgebenden Mehrheitssprachgemeinschaft kommunizierten, dabei aber in recht genau abgetrennten Siedlungen nahezu vollständig von eben dieser Mehrheit umschlossen waren. Die Sprachinseln der deutsch-jüdischen Exilanten waren also vor allem auch Denkräume, die „eher in den Köpfen der Sprachinsulaner als in der Landschaft“ existierten. Statt von Sprachinseln ließe sich hier also besser von „Sprachinselmentalitäten“ reden.<sup>36</sup>

Diese „imagined communities“<sup>37</sup> scheinen viel unabhängiger von sozialen, kulturellen und geografischen Realitäten gewesen zu sein als gedacht. Abgetrennt von ihrem deutschen Vaterland, wo sie diskriminiert und verfolgt wurden, und von Zionisten und Hebraisten beschuldigt, den wahren jüdischen Glauben nicht annehmen zu wollen, hielten viele deutschsprachige Juden in Palästina an ihrer Muttersprache fest, die aufgrund des nationalsozialistischen Terrors massiv an Prestige eingebüßt hatte und auch deshalb von der Mehrheit des Jischuv abgelehnt oder sogar angefeindet

wurde. Die deutschsprachigen Jeckes konnten sich nicht oder erst spät in den neuen Kultur- und Sprachraum in Israel und Palästina einfinden. Ihr kultureller Erinnerungsraum der Weimarer Republik existierte nach 1933 nicht mehr, ihr aus Quellen des 18. Jahrhunderts (Goethe, Schiller, Lessing etc.) gespeister humanistischer Bildungsraum hatte den Einbruch der nationalsozialistischen Barbarei nicht verhindern können. Verloren in und zwischen diesen Räumen, schufen sich viele deutschsprachige Jeckes Ersatzräume: Sprach- und Kulturinseln des Inneren.<sup>38</sup>

## ZUSAMMENFASSUNG

In dieser kurzen Zusammenschau über Ausprägungen von Inseln und Insularität wurde aufgezeigt, dass unsere Alltagsbilder von Inseln in der Literatur verarbeitet und wiederum durch diese literarisch-kulturelle Denkfiguren oder Topoi geprägt werden. Die Bilder, die wir uns von Inseln machen, sind wiederum an bestimmte Raumkonzepte gebunden, die die simple geografisch-territoriale Definition der Insel als vom Meer umschlossener Raum um soziale, kulturelle, politische und sprachliche Parameter erweitern. Sprachinseln wurden als Areale gekennzeichnet, in denen Minderheiten an einer bestimmten Sprache festhalten, während und obwohl diese Areale von Mehrheiten mit oft dominierenden Leitsprachen umschlossen sind. Phänomene der Sprachenpolitik und Sprachplanung spielen auch hier eine wichtige Rolle. Die Grenzen zwischen vorgestellten und realen Inselräumen sind jedoch oftmals fließend. So ließ sich am Fallbeispiel der nach Israel und Palästina ausgewanderten deutschsprachigen Juden aufzeigen, dass Sprachinseln oft Denkräume bilden, in denen sich wirkliche Begebenheiten mit Wunschvorstellungen mischen – seien diese nun nostalgischer oder utopischer Natur, vergangenheits- oder zukunftsorientiert.

### ARNDT KREMER

ist promovierter Sprachwissenschaftler. Er arbeitet als Gymnasiallehrer und Lehrbeauftragter für Deutsch als Fremdsprache und Mehrsprachigkeit an der Universität zu Köln und der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.  
arndt.kremer@uni-koeln.de

**34** Vgl. Was ist ein Jude?, in: Greif/Motherson/Weinbaum (Anm. 32), S. 1–7, hier: S. 2–4.

**35** Vgl. John Edwards, Notes for a Minority-Language Typology: Procedures and Justification, in: Journal of Multilingual and Multicultural Development 1–2/1990, S. 137–151, hier S. 142f.

**36** Mattheier (Anm. 19), S. 335.

**37** Benedict Anderson, Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, New York 2006.

**38** Vgl. Kremer (Anm. 31), S. 166 ff.

# MEDITATION XVII

*John Donne*

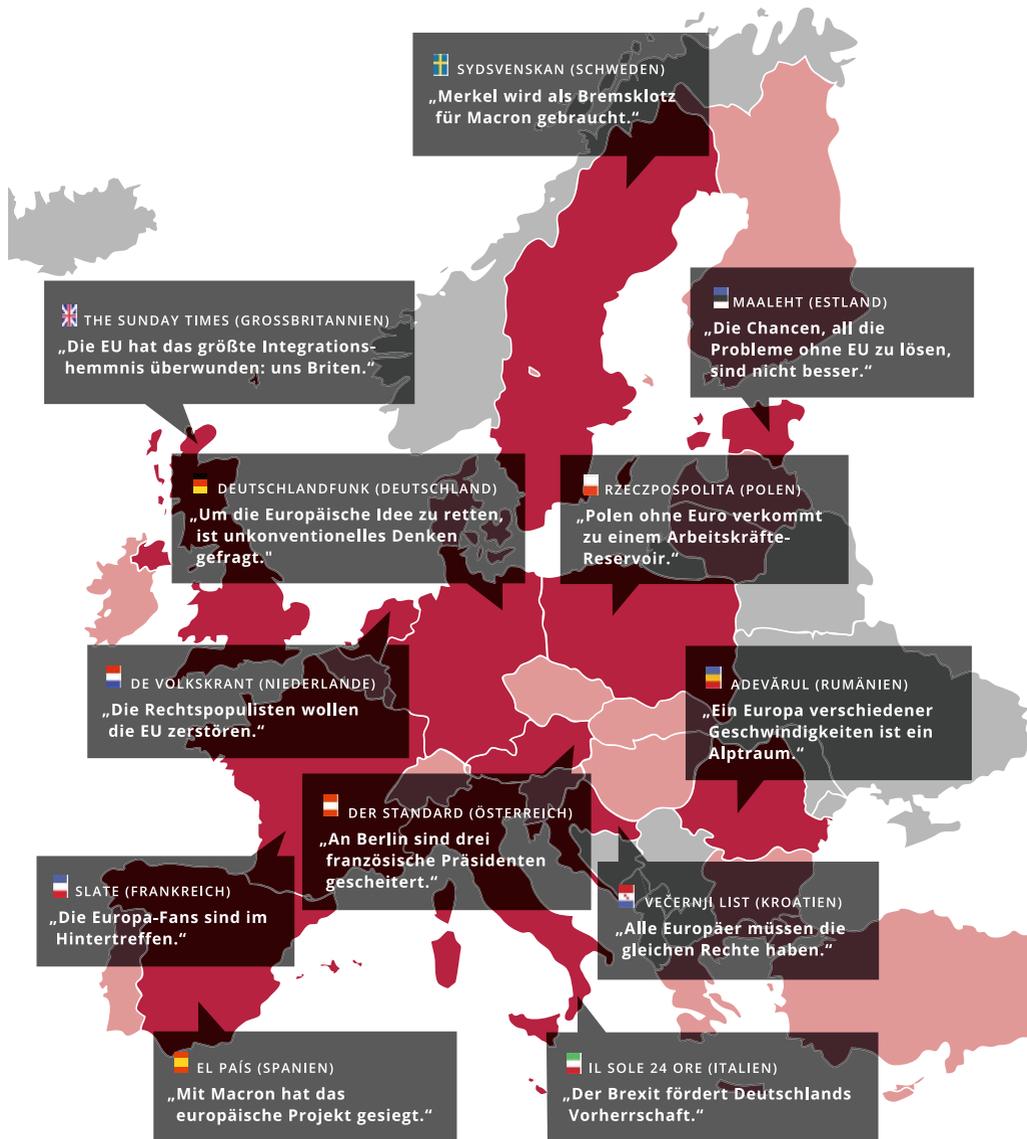
No man is an island, entire of itself;  
every man is a piece of the continent, a part of the main.  
If a clod be washed away by the sea, Europe is the less,  
as well as if a promontory were, as well as if a manor of thy  
friend's or of thine own were:  
any man's death diminishes me, because I am involved  
in mankind,  
and therefore never send to know for whom the bell tolls;  
it tolls for thee.

Kein Mensch ist eine Insel, in sich ein Ganzes;  
jeder Mensch ist ein Stück des Kontinents, ein Teil  
des Festlandes.  
Wird auch nur ein Erdklumpen vom Meer weg-  
geschwemmt, so ist Europa gemindert,  
als wär's eine ganze Landzunge,  
als wär's ein Landgut gewesen, das deinem Freund oder  
dir gehört.  
Der Tod eines jeden Menschen mindert mich, weil ich in  
die Menschheit eingewoben bin.  
Lass daher niemals nachfragen, für wen die Glocke  
schlägt: Sie schlägt für dich.

Zit. nach John Donne, Meditation XVII, Devotions Upon Emergent Occasions, London 1623, in: Michael Mertes (Hrsg. u. Übers.), Schweig endlich still und lass mich lieben! Ein John-Donne-Lesebuch, Bonn 2017, S. 2064–267.  
John Donne (1572–1631) war ein englischer Schriftsteller und anglikanischer Priester, der vor allem für seine religiöse und Liebeslyrik bekannt ist.

# euro|topics

Europas Presse kommentiert



Herausgegeben von der  
Bundeszentrale für politische Bildung  
Adenauerallee 86, 53113 Bonn  
Telefon: (0228) 9 95 15-0



Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 27. Juli 2018

#### REDAKTION

Lorenz Abu Ayyash  
Anne-Sophie Friedel (verantwortlich für diese Ausgabe)  
Christina Lotter (Volontärin)  
Johannes Piepenbrink  
Anne Seibring  
apuz@bpb.de  
www.bpb.de/apuz  
twitter.com/APuZ\_bpb

APuZ  
Nächste Ausgabe  
34–35/2018, 20. August 2018

ÖSTERREICH

Newsletter abonnieren: [www.bpb.de/apuz-aktuell](http://www.bpb.de/apuz-aktuell)  
Einzelausgaben bestellen: [www.bpb.de/shop/apuz](http://www.bpb.de/shop/apuz)

#### GRAFISCHES KONZEPT

Charlotte Cassel/Meiré und Meiré, Köln

#### SATZ

le-tex publishing services GmbH, Leipzig

#### DRUCK

Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Mörfelden-Walldorf

#### ABONNEMENT

Aus Politik und Zeitgeschichte wird mit der Wochenzeitung  
Das **Parlament** ausgeliefert.

Jahresabonnement 25,80 Euro; ermäßigt 13,80 Euro.

Im Ausland zzgl. Versandkosten.

FAZIT Communication GmbH

c/o InTime Media Services GmbH

fazit-com@intime-media-services.de

Die Veröffentlichungen in Aus Politik und Zeitgeschichte  
stellen keine Meinungsäußerung der Herausgeberin dar;  
sie dienen der Unterrichtung und Urteilsbildung.

ISSN 0479-611 X



Die Texte dieser Ausgabe stehen unter  
einer Creative Commons Lizenz vom Typ  
Namensnennung-Nicht Kommerziell-Keine  
Bearbeitung 3.0 Deutschland.



APuZ

AUS POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

[www.bpb.de/apuz](http://www.bpb.de/apuz)